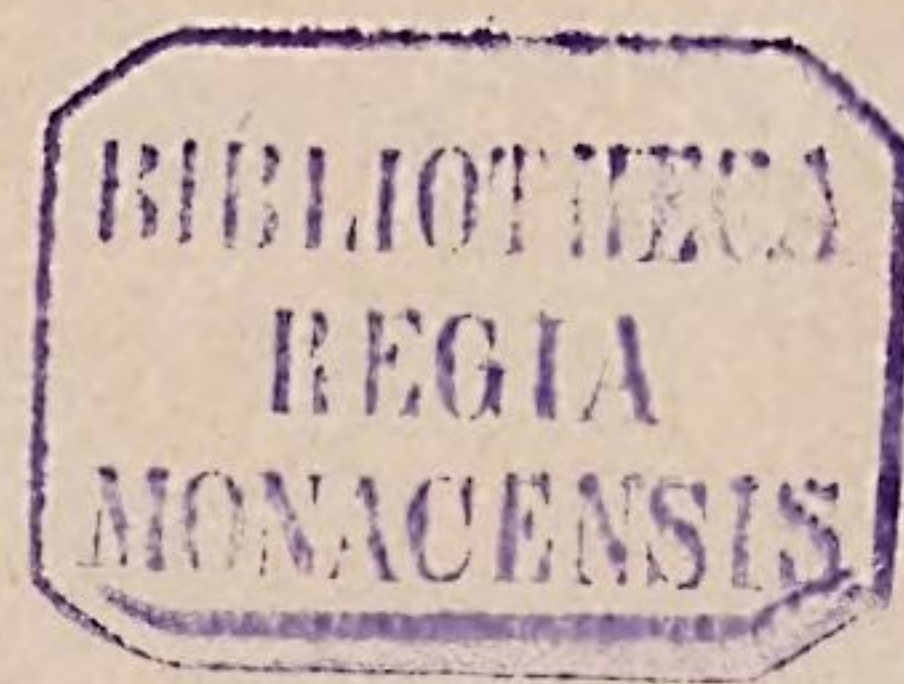




H. g. hum.

Losch

143 $\frac{t}{-}$



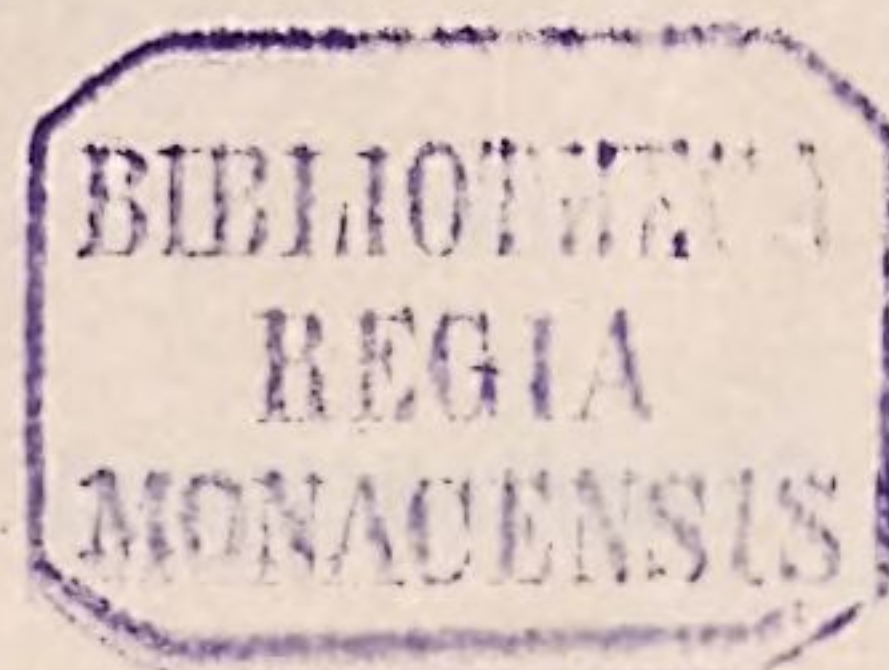
Balder
und
der weisse Hirsch.

Ein Beitrag
zur deutschen Mythologie

von

Dr. Friedrich Losch.

STUTTGART.
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).
1892.



Vorwort.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Uebereinstimmung zwischen den deutschen Mythen von Balder und denjenigen vom Hirsche klarzulegen. Dadurch konnten beide, seither getrennt behandelte Stoffe vielfach neu beleuchtet werden. Die statt blosser Citate gegebene Aushebung der Quellen, deren Litteratur fast unübersehbar geworden ist, wird sich durch erleichterte Benützung der Arbeit entschuldigen; auch wird das Einzelne oft nur durch seine Gruppierung unter einen bedeutsamen Gesichtspunkt gestellt. In der Mythen-Deutung glaubt sich Verfasser auf ein nüchternes Mass beschränkt zu haben. Auf Untersuchung der verschiedenen Faktoren der Mythenbildung selbst konnte er noch nicht eingehen, sondern wollte durch Zusammentragung des Stoffes erst eine Vorarbeit dazu liefern. Das Vorliegende trägt demnach auch den Charakter einer solchen, weshalb Verfasser manchmal eher weniger, als zu viel sagen zu sollen glaubte.

Herzlicher Dank sei an dieser Stelle Herrn Landgerichtsrat Bazing in Ulm ausgesprochen, welcher als Vorstand des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben die Güte hatte, den Holzstock für die Abbildung unentgeltlich zur Verfügung zu stellen.

Erkenbrechtsweiler
auf der Alb.

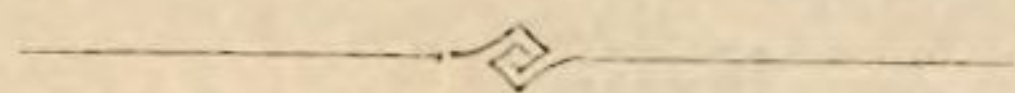
Friedrich Losch.

Inhaltsangabe.

	Seite
Vorwort	III.
Erster Mythenkreis: Beinverrenkung	1—36.
Zweiter „ „ Heimtückische Nachstellung	37—44.
Dritter „ „ Quellenweckung	45—63.
Vierter „ „ Die Begleiterin	65—77.
Fünfter „ „ Brautwerbung	79—137.
Sechster „ „ Balders Tod	139—157.
Siebenter „ „ Unterirdischer Aufenthalt	159—164.
Achter „ „ Der Hirsch und die Toten	165—175.
Kultus	177—196.
Nachtrag	196—197.

Erster Mythenkreis.

Beinverrenkung.



I. Beinverrenkung oder Erkrankung des Pferdes.

1. Zaubersprüche.

Der Merseburger Spruch.

Der zweite der beiden Merseburger Zaubersprüche, welche aus dem 9.—10. Jahrhundert stammen, lautet:

Phol ende Wôdan uuorun zi holza; dû uuart demo Balderes uolon sîn uuoz birenkit.

Thû biguol en Sinhtgunt,
Sunnâ era suister;
thû biguol en Friiâ,
Vollâ era suister;
thû biguol en Wôdan,
sô he uuola conda:
sôse bënrenki,
sôse bluotrenki,
sôse lidireнки:
bên zi bêna,
bluot zi bluoda,
lid zi geliden,
sôse gelîmida (gelimida?) sîn.

Phol und Wodan fuhren zu Holze; da ward dem Balders Fohlen sein Fuss verrenkt.

Da besprach ihn Sinthgunt,
Sunna, ihre Schwester;
Da besprach ihn Friia,
Volla, ihre Schwester;

Da besprach ihn Wodan,
so er wohl konnte:
so wie Beinrenke,
so wie Blutrenke,
so wie Gliedrenke:
Bein zu Beine,
Blut zu Blute,
Glied zu Glieden
so wie geleimt (natürlich gewachsen?) seien.

Statt gelimida, geleimt, könnte auch ein zu ahd. limb, Glied, gehöriges gelimida vermutet werden; es hätte etwa den Sinn, welchen Hans Sachs durch gelidmassiert ausdrückt: Bein, Blut und Glied sollen wieder sein, wie sie im natürlich gewachsenen, unverletzten Zustande sind.

Der Sponheimer Spruch.

Zeitschr. f. d. A. XXI, S. 211 f.: aus der hinteren Grafschaft Sponheim vom Jahre 1575, mitgeteilt durch H. Zimmer:

Der heilig man S. Simeon
Sol gein Rom reiten oder gan,
Da tratt sein folen uf ein stein
Und verrenkte ein bein.
Bein zu bein, blut zu blut,
Ader zu ader, fleisch zu fleisch.
So rein khomen sie zusamn
In unsers herrn Jesu Christi namn,
Also rein, als du ausz motterleib khomen bist.

Gekürzte Fassung:

St. Simeon soll reiten gen Rom
Und segne dich mit dem herrn Jesu Christ.

Zwischen der Erzählung und dem Segen fehlt eine nähere Angabe über den Heilenden. Die Worte des Besprechenden: „in unsers herrn J. Ch. namn“ und „segne dich mit dem herrn J. Ch.“ deuten noch an, dass als Heilender des Fohlens Christus

gedacht sei. Im Fohlen und in der Besegnung hat sich der Wortlaut des Merseburger Spruches erhalten. Die Formel so rein khomen sie zusamn — als du ausz motterleib khomen bist, spricht für die vermutete Deutung von gelimida.

Der Wiener Spruch.

Grimm, Myth. S. 1033 [1184] und III, Anh. VI nach dem Wiener Cod. theol. 259:

Petrus, Michahel et Stephanus ambulabant per viam.
Sic dixit Michahel: Stephani equus infusus.

Signet illum Deus,
signet illum Christus
et erbam comedat
et aquam bibat.

Petrus, Michael und Stephanus wandelten auf einem Wege. So sprach Michael: des Stephanus Pferd ist erkrankt.

Segne es Gott,
segne es Christus,
und ein Kraut fresse es
und Wasser trinke es.

Ducange, Glossar. IV, 356. VII, 640: infusio ist eine durch Uebersaufen oder Ueberanstrengen entstandene Pferdekrankheit.

Der Pariser Spruch.

Zeitschr. f. d. A. XXIII, S. 437 aus einer Pariser Handschr. des 12. Jahrh. veröffentlicht durch A. Morel-Fatio:

Man gieng after wege, zôh sîn ros in handon; dô begagenda imo mîn trohtin mit sînero arngrihte.

wes man gêstu?
zû ne rîdestu?
waz mag ih rîten?
mîn ros ist errehet.

nu ziuh ez dû bi fiere,
tû rûne imo in daz ôra,
drit ez an den cesewen fuoz,
so wirt imo des erreheten buoz.
also sciero werde disemo rosse des erreheten buoz,
samo demo got daz selbo buozta.

Ein Mann gieng auf dem Wege, zog sein Ross in Handen;
da begegnete ihm mein Herr mit seiner Majestät.

Weshalb, Mann, gehst du?

wozu nicht reitest du?

Was mag ich reiten?

mein Ross ist reh worden.

Nun zieh es du bei Seite,

du raune ihm in das Ohr,

tritt es an den rechten Fuss,

so wird ihm des Rehgewordenen Busse;

also schnell werde diesem Ross des Rehgewordenen Busse,
wie dem (Rosse, welchem) Gott das selber bûsste.

Nordische Sprüche.

Grimm Myth. S. 1030 [1181] aus Småland: Oden stâr
på berget, han spörjer efter sin fole; floget har han fätt.

Spotta i din hand och i hans mun,

han skall få bot i samma stund.

Oden steht auf dem Berge, er fragt nach seinem Fohlen:
den Flug hat es bekommen.

Spei in deine Hand und in seinen Mund,

es soll bekommen Busse in gleicher Stund.

Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen
Götter- und Heldensagen, S. 306, aus Jellundtofta, ebenfalls
in Småland, in Uebersetzung:

Oden reitet über Stein und Berg; er reitet sein Pferd
aus der Verrenkung und ins Glied, aus Unordnung in Ordnung:
Bein zu Bein, Glied zu Glied, wie es am besten war, als es heil war.

Dieser Segen ist offenbar verstümmelt. Der Schluss unterstützt, wie derjenige des Sponheimer Spruches, die vermutete Deutung von gelimida im Merseburger.

Grimm, Myth. S. 1030 [1181] u. III, Anh. LVII: Jesus reed sig til heede, da reed han sönder sit folebeen. Jesus stigede af og lagte det. Jesus lagde

marv i marv,
been i been,
kjöd i kjöd;
Jesus lagde derpaa et blad,
at det skulde blive i samme stad.

Jesus ritt zur Heide, da ritt er entzwei sein Fohlenbein;
Jesus stieg ab und heilte das. Jesus legte

Mark in Mark,
Bein in Bein,
Fleisch in Fleisch;
Jesus legte darauf ein Blatt,
Dass es sollte bleiben in gleicher Statt.

Der Schottische Spruch.

Pfeiffer, Germ. VIII, S. 62 f. aus Chambers, Popular rhymes of Scotland, Edinburg 1847, S. 129, veröffentlicht durch Reinhold Köhler:

Our Lord rade,
His foals foot slade;
Down he lighted,
His foals foot righted:
Bone to bone,
Sinew to sinew,
Blood to blood,
Flesh to flesh;
Heal in name of the F., S. and H. G.

Unser Herr ritt,
Seines Fohlen Fuss glitt;

Herunter er stieg,
Seines Fohlen Fuss einrichtete:
Bein zu Beine,
Sehne zu Sehne,
Blut zu Blut,
Fleisch zu Fleisch.

Heil im Namen d. V. u. s. w.

Grimm, Myth. S. 1031 [1182] aus Chambers fireside stories, Edinb. 1842 S. 37 in etwas gedrängterer Fassung.

Köhler fügt noch eine weitere bei aus Dalyell, The darker superstitions of Scotland, Edinburgh 1834 S. 27, welche aus dem Jahre 1643 stammt und beginnt:

Our Lord to hunting red —
Unser Herr zur Jagd ritt.

Phol. Balder.

Bugge behauptet, die Namen Phol und Balder seien keine deutschen Götternamen und der Mythos des Merseburger Spruches beziehe sich nicht auf Balder. Allerdings geben die nordischen Sprüche, sowie der schottische, eine charakteristische Abweichung, indem sie Odhins oder Jesu Pferde den Unfall zuschreiben und dasselbe durch ihn selbst geheilt werden lassen. Diese Sprüche macht Bugge zur Schablone für den Merseburger. Wenn er aber sonst so scharf zwischen nordischer und deutscher Mythologie scheidet, warum zwingt er sie hier in Einem Model? Ist ihm das Zeugnis von einem deutschen Balder unbequem? Bugge leitet den Namen Phol von dem Apostel Paulus her. Aber wie war in der Zeit von der Missionierung bis ins Ende des 9. oder Anfang des 10. Jahrhunderts eine Lautentwicklung von Paulus zu Phol möglich? Und wenn auch in späteren, bewusst verchristlichten Sprüchen Paulus etwa in Verbindung mit Petrus genannt ist, wie kann dies als Beleg für einen Spruch gelten, in welchem sonst keine Spur von Verchristlichung zu entdecken ist? Die Annahme, dass Leute, die Christentum und Heidentum mischten, ver-

standene oder unverstandene christliche Namen in ihre Götterwelt eingegliedert hätten und dass gerade der Merseburger Spruch hievon ein Zeugnis biete, käme in diesem Falle erst in Betracht, wenn nachgewiesen wäre, dass der Apostel Paulus in jener Zeit besonders volkstümlich gewesen sei und dass sich bei Halbchristen die Verwirrung des Glaubens auch auf die Zunge übertragen habe; denn gerade bei Christen ist Paulus nie zu Phol geworden. Unter solchen Umständen kann ich Bugges Aufstellung nur für eine Künstelei halten.

Statt des Namens Balder nimmt Bugge ein Appellativum balder, Herr, an, das sich auf Wodan beziehen soll. Ein solches Appellativum ist aber im Deutschen nicht vorhanden. Sachlich ergäbe sich bei Bugges Konstruktion ebenfalls eine Schwierigkeit: wenn Wodans eigenes Pferd von ihm selbst so wohl geheilt werden konnte, so waren die Bemühungen der Göttinnen überflüssig, ja lächerlich; nur, wenn es sich um einen Andern handelte, behält ihre Hilfeleistung Sinn und Wert. Aber auch der Wiener Spruch widerstreitet Bugges Behauptung, dass der Unfall Wodans Pferde zustosse; denn Stephanus vertritt nirgends Wuotan. Vielmehr ergibt ein unbefangener Vergleich mit dem Merseburger Spruche, dass Christus für Wuotan und Stephanus für Balder stehe. Nicht nur dieser Vergleich der Sprüche führt darauf, sondern auch die Gestalt des Stephanus selbst: sie ist durch den Märtyrertod charakterisiert. Wegen dieser Uebereinstimmung mit Balder zu dessen christlichem Vertreter gewählt, übernahm Stephanus von dem Gotte auch die nicht christlichen Züge, er wurde zum Reiter und Patron der Pferde und auf seinen Tag fiel das sogenannte Stephansreiten. Stephanskirchen gehören zu den ältesten Kirchen in Württemberg, G. Bossert, Beilage z. württ. Staatsanz. 1891 Nro. 6 u. 7.

Eine Vermittelung zwischen Balder und Simeon im Sponheimer Spruche finde ich in dem vorhergesagten Hingange des letzteren, Luc. 2,29 und darin, dass das Evangelium von Simeon auf Lichtmess fällt, wenn angenommen werden darf,

dass die kirchliche Lichtweihe an Stelle eines Festes des Lichtgottes getreten sei.

Die nordischen und schottischen Sprüche haben eine dürftigere Fassung, als die deutschen. Dass dieselbe nicht die ursprüngliche, sondern die spätere ist, verrät das Fohlen. Es ist mir sonst nicht bekannt, dass Odhin ein Fohlen reitet oder dass sein Ross Sleipnir als Fohlen bezeichnet würde. Das junge Tier aber deutet auf einen jugendlichen Reiter und damit auf eine früher anders gewendete Fassung der Sprüche. Einige nordische Zaubersprüche nähern sich denn auch wirklich den deutschen, indem sie von dem beschädigten Pferde des Petrus berichten, welches von Christus wieder geheilt wird. Bugge führt solche aus Sörbygdén und Sunnerbo an. Aber auch die speziell nordische Ausprägung, wonach Odhins Pferd erkrankt oder sich verrenkt, scheint alt zu sein, da ein Hengst Blutighuf schon in Versen, welche in der jüngeren Edda erhalten sind, Odhin zugeteilt wird:

Blôdhughôfi hêt hestr,	Blutighuf heisst der Hengst,
er bera kvâdhu	der tragen soll
öflgan Atridha.	den starken Atridh.

Atridh ist nach Grímnismál 48 ein Beiname Odhins. Wenn nach einem andern Verse Freyr dieses Ross reitet,

reidh bani Belja	Es ritt der Töter Belis
Blôdhughôfa	Blutighuf

so zeigt sich schon hier eine schwankende Zuteilung des Pferdes. Demnach glaube ich, dass der Mythos von der Verrenkung oder dem Unfalle des Pferdes im Norden aus seinem Zusammenhang mit Balder ausgeschieden, d. h. nicht mehr als Baldermythos erkannt und dann an Odhin als den hervorragendsten Namen geknüpft wurde. Für Deutschland beweist aber diese nordische Entwicklung gar nichts.

Es wird dabei bleiben, dass der deutsche Balder im Merseburger Spruche klar und deutlich vor Augen stehe. Phol und Balder halte ich mit Anderen für zwei Namen desselben Gottes. Hat es zwar lautlich seine Schwierigkeit, Phol mit Apollo, Pol, Pollux in Einklang zu bringen, so ist die Mög-

lichkeit doch nicht zu leugnen, da dies nicht die einzige Ausnahme von der Lautverschiebung wäre. Die Möglichkeit kommt aber dadurch in Betracht, dass die Bedeutung dieser Götter als Götter des Lichtes übereinstimmt. In Gylfaginning wird von Balder gesagt: Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, dass ein Schein von ihm ausgeht. Er bewohnt im Himmel die Stätte, welche Breidablik, Breitglanz heisst.

Der Mythos des Merseburger Spruches ist von Grimm, Myth. S. 186 [205] so gedeutet worden: „Das erlahmte, in seinem Gang aufgehaltene Pferd Balders empfängt vollen Sinn, sobald man ihn sich als Lichtgott oder Taggott vorstellt, durch dessen Hemmung und Zurückbleiben grosses Unheil auf der Erde erfolgen muss.“ Diese Erklärung stimmt mit der Angabe in Gylfaginning überein, denn eben das Tageslicht glänzt weit und breit über die Welt. Freilich ist ausser jener Stelle der Balder der Edda seiner Naturbedeutung so weit entwachsen, dass der Tag neben ihm als besondere Gestalt erscheint und es wird nicht angegeben, ob oder wie er etwa zum Tage in Beziehung stand. Aber eben für diese Frage lege ich Gewicht auf den Unterschied der nordischen und der deutschen Sprüche und nehme voraus, dass dieser Unterschied durch weitere, selbständige Parallelen bestätigt wird. Er fällt damit zusammen, dass der deutsche Balder in näherer Berührung mit dem Tage geblieben ist, als der nordische, der aus einigen charakteristischen Mythen verdrängt erscheint.

Der Gott, der im Norden Göttern und Menschen der „liebe“ war, scheint auch bei uns noch in dem biblisch nicht belegten und sicher alten Sprachgebrauch vom „lieben“ Gott durch. Auch vom Tag heisst es in einem Segen, Württ. Viertelj.-Hefte 1890 Nro. 206: Wenn der böse Geist „über alle Berge, Zaunstecken und Wasser steigt, so kommt der liebe Tag wieder in mein Haus“. Birlinger, Volkst. aus Schw. I, 209: „Guten Morgen, lieber, schöner Tag, nimm mir die 77 Fieber ab!“ Grimm Myth. III Anh. XXX: „Grüss dich Gott, vielheiliger Tag, nimm mir mein 77 Kaltweh ab!“ Der Tag aber ist uns nicht nur als der liebe, sondern auch als der

reitende bekannt. Als solcher erscheint er in der Würde der hohen Himmelsgötter, Grimm, Myth. S. 615 [699 f.]: „Ein in Mones Anz. 6,459 beigebrachter Segen beginnt: Grüess dich Gott, du heiliger Sonntag, ich sich dich dort herkommen reiten“, wozu Grimm bemerkt: „Das ist allerdings der heidnische Gott Tag, wie er auf Scinfahso (altn. Skinfaxi) mit der leuchtenden Mähne einherreitet; wer aber an den lichten Gott Paltar auf seinem Fohlen dächte, würde auch nicht gerade fehlschlagen.“ Ein schwäbischer Segen, Württ. Viertelj.-Hefte 1890 Nr. 119, beginnt: „Sei mir Gott willkommen, Sonnenschein, wo reitest du hergeritten?“ Dieser Sonnenschein kommt vom Himmel, wo die Sonne steht, auf die Erde, wie von Balders glänzendem Antlitz in Bredablik ein Schein ausgeht; er ist männlich gedacht und von der weiblichen Sonne selbst, die am Himmel steht, zu unterscheiden.

uuorun zi holza.

Nach Grimm, Myth. S.710 [811] und Rochholz, Schweizers. a. d. Aargau zu Nr. 413a führen der Tod und der Totengräber den Namen H o l z m e i e r. Rochholz, Deutscher Gl. u. Br. S. 141: „Der Tod wohnt im Walde, hat davon den Namen Holzmeier und beruft die Sterbenden dahin ab, wie die alten Kirchhöfe auf dem Westerwalde, am bairischen Inn und in der Oberpfalz immer noch zunächst am Saum der Wälder gelegen sind. Es heisst in Mecklenburg: he is bi gott dem herrn in'n ellerbrok, in den Erlenwald, Lisch, Mecklenb. Jahrb. 15, 265.“

Gerade so, wie die Begräbnisplätze vom Walde begrenzt waren, dachte man sich auch das mythische Totenreich von Wäldern umgeben, wie aus einem der von Jaffé in Haupts Zeitschr. f. d. A. XIV, S. 455 ff veröffentlichten Cambridger Lieder hervorgeht:

Heriger urbis	Maguntiacensis
antistes, quendam	vidit prophetam,
qui ad infernum	se dixit raptum.

Inde cum multas referret causas,
subiunxit, totum esse infernum
accinctum densis undique silvis.

Diese Anschauung stammt fast aus derselben Zeit, wie der Merseburger Spruch, da Heriger von 913—927 Erzbischof in Mainz war. Sie ragt aber noch bis in verhältnismässig späte Zeit herein. Man vergleiche, wie Dante in die Unterwelt gelangt, nachdem er durch einen Wald gegangen ist. Auch findet ein Gedicht Walthers von der Vogelweide, welches Wackernagel in Haupts Zeitschr. II, S. 537 ff. behandelt hat, seine einfache Erklärung durch jene Vorstellung. Es lautet: Liupolt ûz Osterrîche, lâ mich bî den liuten,
wünsche mir ze velde und niht ze walde, ichn kann niht riuten:
si sehent mich bî in gerne, alsô tuon ich sie.
dû wünschest underwîlent biderbem man, dun weist joch wie.
wünsches dû mich von in, sô tuost dû mir leide.
vil saelic sî der walt, darzuo diu heide!
diu müeze dir vil wol gezemen! wie hâst dû sus getân,
daz ich dich an dîn gemach gewünschet hân
und dû mich an mîn ungemach? lâ stân:
wis dû von dan, lâ mich bî in: sô leben wir sanfte beide.

In den Wald wünschen ist also dasselbe, wie von den Leuten, d. h. hier von den Lebenden wegwünschen. Es fragt sich, in welchem Sinne die Heide zu verstehen sei; sie würde mit dem Ausdrücke des Merseburger Spruches die Allitteration „Holz und Heide“ bilden.

Balders und Wodans Fahrt zu Holze geht nicht ins Totenreich selbst, sondern nur zur Waldgränze desselben. Damit stimmt auch der blosser Unfall des Pferdes, das Wodan wieder zu heilen vermag, sowie die Naturanschauung vom Wiederkehren des am Abend verschwindenden Tages überein.

dû uuart demo Balderes uolon sîn uuoze birenkit.

Während sich des Tages Fahrt zu Holze allabendlich wiederholt, ist die Verrenkung des Fohlens eine einmalige

und als mythische Begründung der nach Sommersonnenwende am Tage wahrgenommenen Einbusse aufzufassen. Menzel erklärt Odin S. 73 den Fusstritt des Fohlens so: „Die plötzliche Erlahmung von Balders Pferd scheint mir einfach eine Vorbedeutung von Balders Tode zu sein. Es ist ein alter, in vielen Annalen, Chroniken und Sagenbüchern wiederholter Aberglaube, dass wenn Könige und Helden bald umkommen sollen, vor der Schlacht oder beim Eintritt durch ein Thor ihre Pferde straucheln.“ Der uralte Aberglaube von guten oder schlimmen Vorzeichen hat seinen vernünftigen Grund in der Naturbeobachtung; denn viele Naturvorgänge haben ihre regelmässigen Vorboten. So ist das Absterben der Natur schon durch das Abnehmen der Tage, bei dessen Beginn sie noch im vollen Lebensschmucke steht, angekündigt.

Das Pferd Balders und Simeons verrenkt das Bein, dasjenige des Stephanus bekommt infusio, im Pariser Spruche ist es errehet; Odens Fohlen hat den Flug. Der Mythos ging also in verschiedene Vorstellungen auseinander; doch ist diejenige von der Beinverrenkung wohl die ursprüngliche. Es kann erwogen werden, ob nicht Bedürfnisse der Besegnung auf die Darstellung in Zaubersprüchen eingewirkt haben möchten. Aber andere Unterschiede, z. B. dass im Pariser Spruche eine Begegnung mit Frage und Antwort erfolgt, zeigen, dass dieser Mythos bis in die letzte Zeit des Heidentums sich in lebendiger Gestaltungskraft befunden hat. Spätere Beispiele (II u. III) werden dies in noch grösserem Umfange bestätigen.

thû biguol en S. — Wôdan.

Bei der Heilung, deren Erfolg im Naturleben erst ein halbes Jahr nach dem Unfalle eintritt, ist darauf hinzuweisen; dass der die Natur beobachtende Geist seinem Wesen gemäss Vorgänge, die mit einander in Beziehung stehen, auch wenn sie zeitlich auseinanderliegen, gerne in ein einheitliches typisches Bild zusammenfasst. So konnte auch die Verrenkung und die Heilung des Fohlens in Einem zusammenhängenden

Bilde mythisch symbolisiert werden. Immerhin mag man in den Heilungsversuchen der Göttinnen die Andeutung einer Verzögerung finden.

Nach der Bemerkung *sô he uuola conda* meint man zwischen den Zeilen lesen zu müssen: die vier Göttinnen konnten nicht wohl. Aber wir werden sehen, dass der Gegensatz anderswohin zielt. Der Wiener Spruch nennt neben Stephanus - Balder und Christus - Wuotan noch zwei weitere Gestalten. Ich hebe besonders den hinter Petrus zu suchenden Gott hervor und stelle zum Vergleich mit ihm und dem *uuola conda* Wuotans einen Spruch aus Birlinger, *Volkst. a. Schw.* I, S. 202 hieher: St. Petrus, St. Johannes, St. Paulus, St. Matthäus. Sie giengen mit einander über eine weite Heid, da begegnet ihn'n krankes Vieh. Jetzt sprach Jesus zu St. Petrus: Du sollt das kranke Vieh segnen. Petrus sprach zu Jesus:

„Ich kann's nit; du, Gott, bist der Mann,
Der allen Segen sprechen kann und helfen kann.“ —

„Und hent dich die sieben Weiber geritten
Und dich der böse Feind überstritten,

Jetzt gang hinaus in den grünen Wald

Da zu einem Brunnen, der ist kalt,

Da ist Laub und grünes Gras.

Mit Gottes Hilf, es soll dir jetzt in der Stund helfen,
die es bass dir gethan hent.“

Das kranke Vieh steht wohl nach Bedarf der Besegnung für das ursprüngliche Pferd. Brunnen und Gras, auch die Erwähnung des Petrus stimmen mit dem Wiener Spruche überein. Volle Klarheit wird die Eligiussage geben.

Sinthgunt.

Bugge erklärt nach der handschriftlichen Schreibung *Sinthgunt* aus *Sinnachtgunt* als „die Kampfjungfrau, die Nacht für Nacht wandelt, die stets bei Nacht unterwegs ist, d. i. die Göttin der Nacht oder die Mondgöttin.“ Aber der

Sinn von wandeln steckt ja eben in der von Bugge abgelehnten Form Sinthgunt; denn Sinnachtgunt würde nur die Kämpferin der beständigen Nacht heissen. Eine solche hätte im Spruche nur als Feindin des Lichtgottes einen Sinn, wenn sie etwa die Verrenkung seines Fohlens verursachen würde; aber sie springt ihm ja hilfreich bei. Darum halte ich Bugges Deutung für verfehlt und nehme in Sinthgunt, wie Andere, ht für th. Sinth führt auf das gotische sinths, Gang, gasintha, Gefährte, Begleiter, Gesinde. Man kann vielleicht auch seithu = sinthu, spät, vom Abend als der vorgeschrittenen Zeit, vergleichen, wie auch Otfrid sagt, V, 10,8: âband unsih ana geit, ther dag ist sînes sindes, ist vergangen. Demnach ist Sinthgunt die gehende, wandernde, genauer die an dem Gang der Sonne und des Tages Beteiligte.

Sie springt Balders Fohlen zuerst bei. Da sie vor Sunna und Friia genannt wird, die ja viel bedeutendere Gestalten sind, so scheint dies auf eine besonders nahe Beziehung Sinthgunts zu Balder hinzuweisen. Diese Zusammengehörigkeit hat eine Parallele in den Namen des Heldenbrüderpaares Baltram und Sintram, von denen eine Sage zu Burgdorf im Bernischen berichtet, Grimm, Deutsche Sagen Nr. 219; Wackernagel in Haupts Zeitschr. VI, S. 158 f. Auch die Wilkinsage erzählt von Sintram. Diese Brüder sind die so häufig in Märchen begegnenden Blutsbrüder, deren einer den Drachen tötet, und stehen wohl in Verwandtschaft zu Balder und Sinthgunt. Bei Goldast script. rer. Alam. II, 105 f. findet sich u. a. altschwäbischen Namen auch Balsind. Neben Baltram und Sintram sind die beiden Helden Sindolt und Hunolt in Betracht zu ziehen. Dieselben bespricht Weinhold in Haupts Zeitschr. VII, S. 24 f. Er sagt, dass Hunolt dem nordischen Hönir entspreche; Hönir sei ein Himmelsgott und namentlich Sonnengott. Weiter sagt er: „Mir scheint nun bedeutend, dass dem burgundischen Hunolt sowohl in der Nibelunge Not, als im Biterolf und in Dietrichs Flucht Sindolt stets als Begleiter zugegeben ist. Ich vermute eine dunkle mythische Erinnerung; sobald sich Hunolt auf die

Sonne, muss sich Sindolt auf den Mond, das Gesinde, den Gefährten der Sonne beziehen, (natürlich denke ich an die Verse der Völuspa *sól sinni mâna* und des Merseburger Spruches *Sinthgunt Sunna era suister*) und wir hätten in diesen beiden Namen die hochdeutschen Benennungen der Wölfe Hati und Sköll. Mir scheint es auch nicht bedenklich, den slavischen Gott der Morgenröte Hajnal, Hennil (Myth. 710 f.) unserm Hönir zu vergleichen.“ Ich bin nicht so kühn, wie Weinhold, jedenfalls deute ich Sindolt nicht auf den Mond, lege aber, wie er, ein Gewicht auf das Namen p a a r. Es erhellt, dass sowohl Sinthgunt, als Sintram und Sindolt begleitend auftreten. Sinthgunt ist zunächst die Begleiterin der Sonne; nach der Parallele Sintram Baltram aber auch Balders; Tag und Sonne waren ja selbst wieder begleitend gedacht. Mir scheinen ausserdem folgende Nibelungenverse wichtig zu sein:

Sindolt unde Hûnolt unt Rumolt der Degen,
vil grôzer unmuoze muosen si dô pflegen,
si rihten daz gesidele vor Wormez ûf den sant,
des kûnigs schaffaere man mit arbeiten vant.

Hûnolt der küene unt Sindolt der Degen
heten vil unmuoze, di zît si muosen pflegen
truhsaezen unde schenken, ze rihten manege banc,
des half in ouch Ortwin, des seit in Gunthêr danc.

Helden unmittelbar für Götter zu nehmen, ist sehr gewagt; aber in ihren Verrichtungen wie in ihren Namen hat sich mancher Zug der Göttermythe gespiegelt. So wage ich zu vermuten, dass, wie Sindolt und Hunolt den Königen (ursprünglich wohl Sindolt dem Hunolt?) *gesidele* und *banc* zurichten, so auch Sinthgunt als Begleiterin der Sonne und des Tages diese Aufgabe gehabt haben möchte. Die untergehende Sonne begiebt sich nach beendigter Fahrt zu ihrem Sitz oder Stuhl, ihr Untergang heisst ahd. *sedalkanc*, Grimm, Myth. S. 616 [700 f.]. Auch dem Tag muss ein Nachtquartier beigelegt gewesen sein. Und wie allwärts die Stammbäume der Heldengeschlechter auf Götter zurückgehen, so dürften Sintram und Sindolt auf die göttliche Sinthgunt zurückweisen.

2. Sagen.

Huftritte und Hufeisen.

Blôdhughôfi, Blutighuf wird zwar nach Skaldskap. vom Töter Belis, d. i. Freyr geritten, gehört aber dem Atridh, d. i. nach Grimmism. Odhin, Simrock, Myth. S. 183.

Müllenhoff, Sagen der Herzogt. Schleswig, Holstein u. L., Nro. CXCIH:

Bei dem Gute Ludwigsburg in Schleswig liegt ein grosser Stein in einem Steinwall mit der Spur eines Hufeisens. Denn vor vielen Jahren ritt einmal eines Morgens ein Mann des Weges und als die Betglocke schlug, fluchte er und sagte: Mich soll der Teufel holen, wenn ich heut Abend nicht wieder hier zur Stelle bin, wenn die Glocke schlägt. Er kam gerade zur rechten Zeit wieder dahin; aber als die Glocke schlug, trat sein Pferd auf den Stein und brach ein Bein; davon ist das Hufeisen noch da zu sehen.

Diese Sage könnte unter Umständen die nordische Form des Mythos wiedergeben, d. h. der Mann könnte auf Odhin gedeutet werden. Aber sein Tagesritt von Morgens bis Abends weist auf den Tagesgott. Für die Deutung der Fussverrenkung des Fohlens ist die Angabe der Sage, dass sie Abends stattfand, sehr wichtig. Im Fluchen des Reiters steckt nicht die Art des Gottes selbst, sondern die des Heidentums, welches dem christlichen Läuten abhold war. Der Stein ist schon im Sponheimer Spruche besonders hervorgehoben; die Sage bezeichnet einen wirklichen Stein; dieser, an den sie sich geheftet hatte, hat sie selbst erhalten.

Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben, I, Nr. 327:

Einst fuhr ein vornehmer Herr mit vier Pferden an der Kapelle vorbei, die zwischen Tübingen und Hirschau hart an der Strasse liegt, und verspottete das Muttergottesbild. Da konnte er plötzlich mit seinem Wagen nicht von der Stelle kommen, wie sehr er die Pferde auch antreiben mochte.

Endlich holte man einen Priester; der legte ihm als Busse auf, jedem Pferde das vordere rechte Hufeisen abzureissen, und nachdem er dies gethan, konnte er weiter fahren. Zum Andenken aber an dies Wunder nagelte man ein Hufeisen an die Kirchthür, welches noch jetzt dort zu sehen ist. Mündlich aus Hirschau.

Die Sage enthält offenbar denselben Vorgang, wie die vorhergehende. Sie berichtet aber auch von der Hilfeleistung. An Stelle Wuotans ist der Priester getreten. Seine Vorschrift, das vordere rechte Hufeisen abzunehmen, leitet zur Eligiussage über (s. d. nächsten Abschnitt). Die vier Pferde deuten auf eine ursprüngliche Mehrzahl von Göttern; der Unfall aber widerfuhr nur einem einzigen; denn man nagelte an die Kirchthür nur Ein Hufeisen. Der Wagen erinnert daran, dass auch die Edda dem Tage einen Wagen zuschreibt. Die Verspottung des Muttergottesbildes entspricht dem Fluchen in der vorhergehenden Sage und weist auf die Zeit des Nebeneinanderbestehens von Heidentum und Christentum zurück.

Stöber, die Sagen des Elsasses, Nr. 32:

Nachdem die Schweden die Stadt Thann den 30. Dez. 1632 eingenommen hatten, flüchteten sich die meisten Einwohner in das Münster. Die feindlichen Scharen umringten dasselbe und wollten sie mit Gewalt aus der Kirche vertreiben; da erschien aber plötzlich der hl. Theobaldus in seiner ganzen Himmelsglorie und alsbald fielen die Hufeisen von den Pferden der Schweden ab, so dass sich dieselben bestürzt zurückzogen. Zur Erinnerung an dieses Wunder nagelte man eine Menge dieser Hufeisen an die Hauptthüren des Münsters. Man sah noch manche derselben bis zum Jahre 1833.

Auch hier wird der Unfall der Schweden als göttliche Strafe aufgefasst; das Annageln der Hufeisen und mit dem Brauche auch die Erzählung von abgefallenen Hufeisen reichen jedenfalls weiter zurück, als auf die Schwedenzeit.

J. Ruttor, Fränkische Sagen, Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. III, S. 67:

An der Seitenkirchenthüre im Dorfe Hausen vor der Rhöne ist ein Pferdehufeisen von ungewöhnlicher Grösse angenagelt. Ein Ritter von Rapp verlor in einer Schlacht sein Pferd, und da er mit dem Leben davongekommen, nahm er dem getöteten Streitrosse ein Hufeisen ab und liess es zur dankbaren Erinnerung an seine Rettung nach seiner Zurückkunft an die Kirchenthüre seiner Residenz annageln.

Diese Sage kann vollständig geschichtlich sein, da das Annageln von Hufeisen an Kirchenthüren alter Brauch war. Aber das ungewöhnlich grosse Hufeisen deutet auch auf einen ungewöhnlichen Reiter, also auf eine ältere, mythische Erzählung.

Die Eligiussage.

Die Eligiussage giebt eine erweiterte Darstellung von der Anheilung des Pferdebeins und setzt diese mit einem Beschlagen des Pferdes in Zusammenhang. Sebastian Brant erzählt im Leben der Heiligen: Sant Loy (Eligius) schneit dem Pferd die Füß ab nach den Gliedern, und als er es beschlagen hätt, da setzt er ihm die Füß wieder an ohn allen Gebrechen. Vgl. Meier, Sagen, S. u. Gebr. aus Schwaben I, Nro. 330; Birlinger, Volkstüml. aus Schw. I, S. 404; Vögeli, Neujahrsbl. in Zürich, 1874; Bazing, Vortrag (gedruckt) im Ulmer Altertumsverein 1874 samt beigegebener Abbildung. In dieser Form ist die Eligiussage schon verstümmelt; Wolf berichtet sie ausführlicher in Nro. 17 seiner Deutschen Märchen und Sagen, aber die vollständigste Fassung findet sich in Simrocks Deutschen Märchen Nr. 31, wie folgt:

Christus und St. Peter kamen einmal zu einem Schmied, der einen Schild hatte, worauf mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: Hier wohnt der Meister über alle Meister. Als der Herr Christus dies las, fieng er an zu lachen und der Apostel lachte mit. Jesus fragte den Schmied: wie viel Zeit

brauchst du denn, ein Hufeisen zu machen? Das stecke ich nur dreimal ins Feuer, sagte der Schmied, und gleich ist es fertig. Das ist zu viel, sagte Jesus, einmal ist genug. Da kam eben ein Reiter herangeritten, dessen Pferd die Hufeisen verloren hatte. Da sagte der Schmied: Beschlagt mir einmal das Pferd nach eurer Weise. Da nahm Jesus dem Pferd das eine Vorderbein ab, während St. Peter die Bälge zog, und legte es in die Esse, warf ein Eisen ins Feuer und zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich auf den Huf. Dann setzte er das Bein dem Pferde wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenso, indem er eins nach dem andern abbrach, beschlug und wieder ansetzte. Da lief das Pferd noch einmal so schnell, als zuvor. Darnach kam ein altes Männlein in die Schmiede, das nahm unser Herr, schob es in die Esse, nahm dann die Zange, zog ihn in den Löschtrog und als ihn der Herr wieder herausnahm, wars ein Jüngling wie von zwanzig Jahren. Da sprach der Schmied: nun ichs gesehen habe, kann ichs auch.

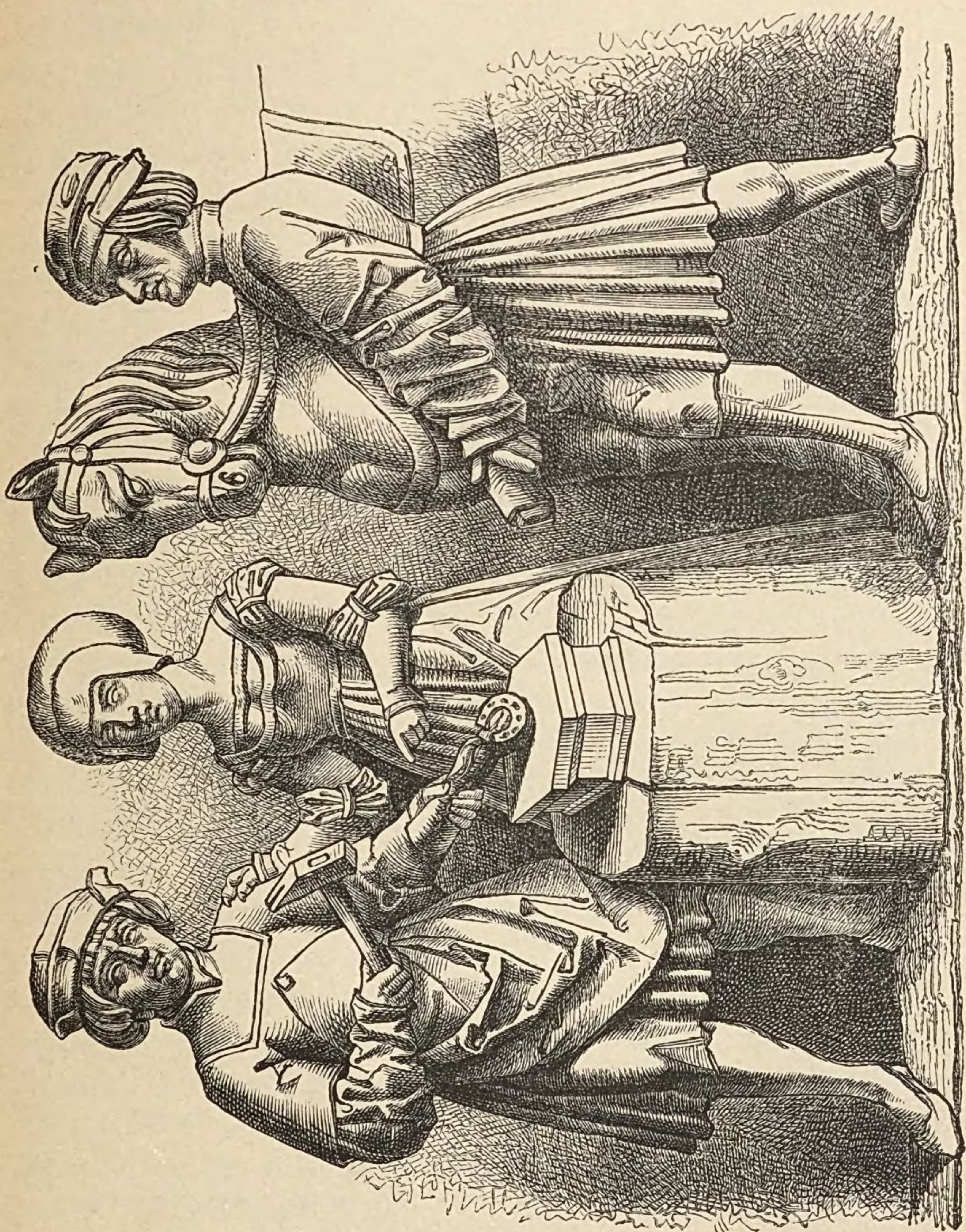
Da kam ein zweiter Reiter, der sein Pferd beschlagen lassen wollte. Der Schmied brach dem Pferd alle vier Beine auf einmal ab, warf sie in die Esse, aber die Beine verbrannten und der Reiter wollte das Pferd bezahlt haben. Da sprach der Schmied: gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere, und legte seine alte Schwieger in die Esse, die ein grausam Mordgeschrei aufschlug. Er zog sie mit der Zange in den Löschtrog; aber als er sie herauszog, fiel sie in Ohnmacht und die Verjüngung war missraten. Ich will ihr helfen, sagte der Herr Christus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du gestehen willst, dass du kein Meister über alle Meister bist. Der Schmied nahm den Schild von der Thüre; der Herr aber machte aus der Alten ein Mädchen von achtzehn Jahren und setzte dem Pferd die Beine wieder an. Das Mädchen ward des Jünglings Frau.

Bei Wolf finden sich folgende Abweichungen: Auf dem Schild steht: Elig (bei Wolf durch Druckfehler Elip), ein Meister über alle Meister. Jesus reitet auf einem Sonnen-

strahle zu dem Schmied hernieder. Das Pferd wird am Hinterfusse beschlagen. Jesus schneidet das Bein mit einer gewaltigen Scheere ab, schraubt es im Schraubstock fest und hält nur das Eisen ins Feuer. Vom alten Männchen und der Schwiegermutter ist nicht die Rede. Der zweite Reiter wird von Elig in Abwesenheit Jesu, den er als einen Gesellen in die Stadt geschickt hatte, Eisen zu holen, bedient. Jesus kommt zurück und hilft Elig aus der Verlegenheit. Nach Bazing lautet eine oberschwäbische Erzählung so: Eine Magd habe den Eligius gegrüsst mit den Worten: guten Tag, Meister! Eligius habe geantwortet: nicht Meister, sondern Meister aller Meister! Zur Strafe für diese seine Selbstüberhebung sei ihm der Fuss des Pferdes in der Hand geblieben. In der landläufigen Eligiussage nimmt Eligius das Bein ab und heilt es wieder an; also sind Jesus und Eligius hier zu Einer Gestalt verschmolzen. Nach Wolf und Simrock kann gerade Eligius nicht anheilen; dem entspricht auch die oberschwäbische Erzählung und es ist die ursprüngliche Fassung. Vögeli nimmt an, dass in der Eligiussage die Erinnerung an Odhins oder Wuotans Einkehr beim Schmied in kirchlicher Einkleidung fortlebe. Diese Sage lautet nach Menzel in Formn. sög. 9, 55. 56, Torfäi hist. Norweg. IV, 115, Magnusen Lex. S. 645 so: Odhin liess sein Pferd bei einem Schmiede beschlagen und ritt dann in ungeheuren Sprüngen nach Schweden, wo ein Krieg ausbrach. Menzel giebt weiter an: „Diese Sage hat schon Francisci im höllischen Proteus Nro. 23 mitgeteilt, nur dass hier der Schmied den Reiter fragt, wo er übernachtet habe, und Odhin ihm einen weit entfernten Ort in Tilemark bezeichnet. Der Schmied erschrickt, aber Odhin sagt ihm: zweifle nicht, sieh selbst, wie mein Pferd springen kann und macht einen Satz in die Luft und verschwindet.“ Diese nordische Sage kennt den Zug vom abgenommenen Beine, welcher die deutsche charakterisiert, nicht. Die deutsche Sage unterscheidet zwischen Jesus (Wuotan) und dem einkehrenden Reiter; im Norden sind diese Gestalten ineinandergeflossen. Hier verhält sich also die deutsche Eligiussage zu der nordischen von Odhins Einkehr

beim Schmied genau, wie der deutsche Mythos von der Fussverrenkung zum nordischen. Das halte ich nicht für zufällig. Unter den Abbildungen der Eligiussage giebt es neben den einfachen, wo der Heilige nur den abgenommenen Vorderfuss des Pferdes beschlägt, auch solche, wo er eine Hexe mit seiner Zange in die Nase kneipt. Diese Figur, welche Bazing nach Menzel, christliche Symbolik, aus der Legende vom Mönche Apelles erklärt, wird vielmehr auf die Alte des Märchens zu deuten sein. Nun ist aber auf einem Bilde in der Ulmer Altertumssammlung, das aus dem Kloster Marchthal stammen soll, eine weibliche Gestalt zu sehen, welche mit jener in die Nase gezwickten nicht übereinstimmt. Sie weist mit der linken Hand auf das abgenommene Pferdebein, ist demnach bei dem wunderbaren Vorgang beteiligt. Die rechte Hand legt sie dem Eligius auf die Schulter; an dieser Hand sind Krallen zu sehen, welche zeigen, dass ihre Besitzerin zur Zeit, aus welcher das Bild stammt, als Hexe aufgefasst wurde. Dies wird darin seinen Grund haben, dass sie als zaubersprechend gedacht ist und so glaube ich, dass das Ulmer Bild eine letzte Ueberlieferung von den das Besprechen oder bigalan des Pferdes ausübenden Göttinnen darstelle und halte es deshalb für ganz besonders wertvoll.

Jenes *sô he wola conda* des Merseburger Spruches tritt in der Eligiussage nach Wolf und Simrock deutlicher und mit grösserem Nachdruck hervor, weil hier der Gegensatz zu dem Schmied ausgeführt ist. Was der Merseburger Spruch übergeht, der Spruch bei Birlinger bloss angiebt, malt das Märchen aus: Der Meister über alle Meister soll an dem Pferde seine Probe machen und muss dann gestehen, dass er die Aufgabe nicht vollbringen könne, worauf es Jesus unternimmt und „wohl kann“. Wie Petrus im Spruche bei Birlinger (vgl. auch seine Erwähnung im Wiener Spruche), so muss, nach dem *smit ûz Oberlande*, der den Hammer wirft, Grimm, Myth. S. 150 [165] auch Eligius für Donnar stehen. Zur Zeit der Sommersonnenwende, da Balders Fohlen den Fuss verrenkt, macht sich Donnars Macht geltend; da scheint



De, Bligius

er der Meister über alle Meister sein zu wollen. Aber dazu ist er nicht fähig, der jetzt folgenden Abnahme der Tage abzuhelpen.

Das Pferd auf den Eligiusbildern ist nach Bazing stets ein Schimmel; aber es muss nicht Wuotans Schimmel sein, denn auch Balders Pferd konnte nur die weisse Farbe führen. Das Märchen bei Wolf erzählt, dass Jesus auf einem Sonnenstrahle zu dem Schmied herniederritt. Das gilt eigentlich von dem Reiter, der sonst selbst als „Sonnenschein“ angeredet wird (s. S. 11). Ist nach dem Merseburger Spruche Wodan mit Balder geritten, so ist zu vermuten, dass auch Jesus mit dem Reiter, der sein Ross beschlagen lässt, gekommen sei und zwar, wie das Märchen hier den Merseburger Spruch sehr schön ergänzt, eben in seiner Begleitung auf dem Sonnenstrahl.

Nicht mit dem Anspruch, den ursprünglichen Mythos in voller Richtigkeit wiederzugeben, sondern nur, um zu zeigen, wie ich mir einen Zusammenhang zwischen dem seither Besprochenen denke, gebe ich folgende Zusammenstellung.

Phol-Balder und Wuotan ritten — auf einem Sonnenstrahle — zu Holze. Da trat Balders Fohlen auf einen Stein und verrenkte sein Bein. Da besprach es Sinthgunt, Sunna ihre Schwester; da besprach es Friia, Volla ihre Schwester. Donnar aber hatte sich gegen Götter und Göttinnen gerühmt ein Meister über alle Meister zu sein; deswegen sprach Wuotan zu ihm, er solle Balders Fohlen das Hufeisen abnehmen, das kranke Bein heilen und neu beschlagen. Donnar versuchte es, aber der Fuss des Fohlens blieb ihm in der Hand, dass er sprach: ich kann's nicht; du, Wuotan, bist der Mann, der allen Segen sprechen kann und helfen kann. Da besprach Wuotan das Bein, wie er wohl konnte, mit den Worten: „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Glied zu Glieden, sie seien heil wie zuvor“ und hiess das Fohlen aus einem Brunnen trinken und Heilkraut fressen. Die Götter und Göttinnen aber waren nach dem Unfalle Balders alt geworden. Da tauchte sie Wuotan in den Jungbrunnen und verjüngte sie.

II. Beinverrenkung des Gottes.

1. Zaubersprüche.

Der Münchener Spruch.

Aus einer Münchener Handschr. des 14. Jahrh., cg. 54,
mitgeteilt durch A. Schönbach in Zeitschr. f. d. A. XXIV:
Der heilig christ selb gieng von mad von grünem gras;
er trat auf einen stain,
da verrancht er sein pain.
do chom sich gangen genaedig mein heyligi fraw sant Marey.
Si sprach: traut sun mein, vil lieber herre,
wie traurst du nu so ser?
Er sprach: durch not so müzz ich trauren, vil gnaedige fraw.
ich gieng von mad von grunem gras,
ich trat auf eynen stayn,
da verrancht ich mein pain.
Sy sprach: amen, nu trit her naher paz,
des sol werden vil güt rat,
seit du mir daz gesagt hast.
[pluot] ce pluote,
pain ce pain,
glit gleym dich,
als dich der heiligi christ geleimt hat. —
mein heiligew fraw sant marey irem heiligen trawt chind
sein pain begraif,
ez im entslaif,
sy umbfiengs,
ez im zegieng. —

Ein verwandter Spruch.

Germ. XVII, S. 75, von Birlinger veröffentlicht aus dem
16. Jahrh.: Vnser lieber herr gang aus auf metten, [vgl. o.
mad], dratt auf ainen merbelstain gar hart.

er dratt auf einen merbelstain,
es verrenck vnd brach sein heillig fleisch, bluet vnd bain.
Vnser lieber herr gieng draurig haim zu [seiner lieben mutter];
seine liebe mutter fand er allain.
„O du mein liebe trautter sun der mein!
wie khanst du so traurig sein?“
„Mutter, soll ich nit trawren?
hab tretten auf ein merbelstain,
hab verrenckt und brochen mein flaisch, mein bluet, mein bain.“
„O sune, liebste sune mein!
was geist du mir zw fir,
so wil [ich] dir dein fleisch, dein blued, dein bain wider zw
„Mutter, ich gib dir himel vnd erd, [samen thon?“
daz mir mein fleisch und blued vnd bain wider zemen keret;
drum gib ich dir himel vnd erd.“
da giengen wir vnder dem himel
vnd giengen auf erden i. N. G. u. s. w.

Der Spruch aus bairisch Franken.

Bavaria 4, Abt. 1, 123; Rochholz, D. Gl. u. Br. I, S. 283:

St. Peter sass auf einem Stein
Und hatt' ein böses Bein.
Fleisch und Fleisch,
Blut und Blut,
Es wird in drei Tagen gut.

Diese Sprüche zeigen im Vergleich mit denjenigen des ersten Abschnittes eine unmittelbare Selbständigkeit der Darstellung. Was sie mit ihnen gemein haben, war keine ausgeprägte Erzählung, sondern nur eine so oder so nach Ausprägung drängende Vorstellung von Unfall und Heilung des Gottes.

Diesem Gemeinsamen der Sprüche entspricht der für die Deutung vorauszusetzende, dem Heiden logisch notwendige Gedankengang, dass das Abnehmen der Tage seinen Grund in einem den Tagesgott hemmenden Ereignisse haben müsse,

dessen Folgen beim Zunehmen der Tage wieder beseitigt sind. In dieser gedankenmässigen Grundlage stimmen alle Sprüche überein; aber in der Art, wie die mythische Phantasie jenes Ereignis zur Erzählung gestaltete, gehen sie originell auseinander. Das zeigt sich am klarsten darin, dass die Eligiussage, die sich ungezwungen zu den Sprüchen des ersten Abschnittes stellt, an denen des zweiten keinen Anknüpfungspunkt hat. Demgemäss glaube ich, dass der Mythos von der Beinverrenkung in Deutschland ein Stück lebendiger Naturalmythologie darstellt und von diesem Gesichtspunkt aus ist es interessant, die nordischen Sprüche zu betrachten. Dort hat der Mythos den Gott, durch den er allein verstanden werden konnte, verloren und wurde dann nicht mehr als lebendiger Naturmythos, sondern nur noch als eine Göttersage überliefert. Daher auch die dürftigere Fassung.

Die Sprüche des II. Abschnittes können noch weniger, als diejenigen des I. auf Wuotan gedeutet werden; denn das *uuola conda*, welches sicher zu den allgemein geltenden Vorstellungen über Wuotan gehörte, wäre hier geradezu ins Gegenteil gewendet. Dagegen weisen die Worte im Münchener Spruche „als dich der heiligi christ geleimt hat“ auf Wuotan; denn dieser heilige Christ ist offenbar ein anderer, als der trauernde, der von Maria geheilt wird. Das Leimen spräche für *gelimida* im Merseburger Spruche, weshalb ich *gelimida* nur als Vermutung aufgestellt habe und die Frage weiterer Erwägung anheimstelle.

Welche Göttin ist hinter Maria zu suchen? Die Stelle: „Mutter, ich gieb dir Himmel und Erd“ schliesst den Gedanken an *Sinthgunt* und *Volla* aus. Zwischen *Sunna* und *Friia* ist die Entscheidung schwierig. Nach den schönen Ausführungen Menzels über das Sonnenlehen, Pfeiff. Germ. I möchte ich am ehesten an *Sunna* denken, weil diese als Eigentümerin des Erdbodens galt. Das Verhältnis von Mutter und Sohn würde aber auf *Friia* weisen, wenn es nicht erst aus Einsetzung der christlichen Namen erwachsen ist.

Als Anhang findet hier seine Stelle

Ein niederdeutscher Spruch.

Ein von Müllenhoff in Haupts Zeitschr. f. d. A. XVII, S. 430 veröffentlichter Segen ist charakteristisch für die Art und Weise, wie die heidnische Vorstellung in die christliche von Christi Tod eingeschmolzen wurde. Der Anfang des Spruches lautet:

Do Jhesus an dat cruce trat,
do bevet allet, dat da was;
do bevede eme syne beyn,
Do reys der mermelstein —.

Der Segen schliesst an Matth. 27, 52 an, setzt aber die Todeszuckungen Jesu mit dem Erdbeben und Zerreißen der Felsen in ursächlichen, tiefpoetischen Zusammenhang. An den Tod Jesu konnte die Vorstellung von Balders Fusstritt auf den Stein nur angeknüpft werden, weil eben Jesu und Balders Tod zwischen beiden Gestalten vermittelte. Balders Beinverrenkung muss aber darum nicht als mit seinem Tod unmittelbar zusammenhängend gedacht werden.

2. Sagen von Fusstritten.

Lyncker, Hess. Sagen Nro. 266: Auf dem Christenberg im Burgwald soll ein heidnischer, dem Castor geweihter Tempel gestanden haben. Zweihundert Schritte von einem jetzt dort stehenden Wallfahrtskirchlein weisen die Leute noch einen Fusstritt im Steine, der von Bonifazius herrühren soll, als er einmal in heiligem Eifer den Boden stampfte.

Württ. Landesbeschreibung II, S. 156 nach Hertz: Auf dem Rosenstein bei Heubach soll der Teufel Christus versucht haben und dieser stürzte ihn in die Teufelsklinge. Christus aber that einen gewaltigen Schritt vom Rosenstein über das Remsthal auf den gegenüberliegenden Scheuelberg, und der Abdruck seiner Füße war auf beiden Bergen sichtbar, von Pilgern lange verehrt, bis die abergläubischen Hergottstritte von der protestantischen Obrigkeit zerstört wurden.

Diese Sagen wissen von keiner durch den Fusstritt verursachten Beinverrenkung; denn hier war in erster Linie die Spur des Fusstrittes wichtig, während der Zauberspruch begreiflicherweise die Beinverrenkung u. deren Heilung hervorhebt.

III. Beinverrenkung des Hirsches.

1. Der schwäbische Zauberspruch.

Im Schwäbischen ist heute noch ein Spruch im Gebrauch, nach welchem anstatt des Gottes oder seines Fohlens ein Hirsch das Bein verrenkt und von Christus geheilt wird. Schon Rochholz hat den Spruch aus dem Reutlinger Zauberbüchlein Albertus Magnus in Deutsch. Gl. u. Br. I, S. 283 und in gekürzter Fassung Meier, Sagen, S. u. Gebr. a. Schw. II, S. 516 aus mündlicher, ebenfalls Reutlinger Quelle veröffentlicht. Nach Württ. Viertelj.h. 1890, Nro. 52 lautet er:

Es gieng ein Hirsch über eine Heide,
Er gieng nach seiner grünen Waide.
Da verrückt er sein Bein
An einem Stein.
Da kam der Herr Jesus Christ
Und schmierts mit Schmalz und Schmeer,
Dass es gieng hin wie her.

Man beachte die Allitteration, wozu noch nach Meier, Wolf und Vierteljh. Nro. 305 kommt: „stösst sein Fuss an einen Stein“ (letztere Fassung endigt mit der vierten Zeile: „verrenkt [verschellt] ihm Mark und Bein“). Nach Mannhardt, Götter der deutschen und nordischen Völker, und Wislicenus, die Symbolik von Sonne und Tag (vgl. auch Grimm, Myth. S. 545 f. [621]) sind verschiedene Stufen der mythischen Symbolik zu unterscheiden, u. a. die Tiersymbolik und die Personifikation. Auf diesem Unterschied symbolischer Stufen beruht auch derjenige zwischen dem schwäbischen und dem Merseburger Spruche. Aus der Thatsache, dass sich der My-

thus von der Beinverrenkung auf beiden Stufen ausgeprägt hat, folgt, dass er zur Zeit dieser Ausprägung noch lebendig verstanden wurde, ebenso, dass Hirsch und Balder in ihrer Naturbedeutung zusammentreffen. Die Edda kennt dieses Zusammentreffen nicht mehr; der Hirsch Eikthyrnir und der Gott Balder sind für sie getrennte Gestalten. Dieser Trennung entspricht auch die nordische Ausscheidung Balders aus dem Mythos von der Beinverrenkung und die eddische Trennung zwischen Balder und dem persönlichen Tage. In Deutschland aber stimmten Balder und Hirsch nicht nur in ihrer Naturbedeutung, sondern auch in ihrer mythischen Ausprägung überein. Wie Balder oder sein Fohlen, so verrenkt der Hirsch das Bein. Wie Balder zu Holze fährt, so heisst der Hirsch in der Schweiz Holzhirzi in der Bedeutung eines Todesboten, Rochholz Schw. s. a. d. Aargau Nr. 413a, wo angeführt ist, dass im Totentanz der Brüder Konr. u. Rud. Meyer, Zürich 1650, auf Bl. 53 der Todesgott in einem Wagen, dem zwei Hirsche vorgespannt sind, dem nahen Wald zufährt.

Es ist nötig, die von Wolf und Simrock angebahnte und seither von den meisten festgehaltene Verbindung zwischen Hirsch und Fro oder Freyr wieder zu lösen. Der Weg, auf dem die beiden Forscher zu ihrer Annahme gekommen sind, ist der: Freyrs Eber Gullinbursti wird als Sinnbild der Sonne aufgefasst. Im Sôlarliede der Edda ist aber auch von einem Sonnenhirsche die Rede. Dieser wurde von ihnen ebenfalls zu Freyr gestellt, eben, weil dieser der Sonnengott sein soll. Sie führen hiefür eine Stelle der jüngeren Edda als Beleg an, wonach Freyr, nachdem er sein gutes Schwert an Skirnir verschenkt hatte, den Riesen Beli mit einem Hirschhorn erschlug. „Dies Horn wird von dem alten Sôlarhiörtr (Sonnenhirsch) gewesen sein“, sagt Wolf, Beitr. I, S. 105. Darüber wäre doch eine nähere Angabe in der Edda zu erwarten. Wenn nicht blos eine geringere Waffe genannt werden soll, vgl. die vorgeschichtlichen, ohne Metall hergestellten Werkzeuge, so ist jedenfalls zu sagen, dass Freyr das Hirschhorn eben ausnahmsweise schwingt, es also nicht als bezeichnendes

Attribut beanspruchen kann. Nach meiner Ansicht ist Freyr gar kein Sonnengott und ebenso wenig sein Eber Sinnbild der Sonne. Es wird einen besonderen Sinn haben, dass er kein Ase, kein Himmels-gott, sondern ein Wane ist, dessen Wirken an der Erde haftet. Er ist der germanische Dionysos, der Gott menschlicher, tierischer und pflanzlicher Fruchtbarkeit, Frühlingsgott, sofern er das Keimen des Frühlings, das Grünen der Erde, um die er wirbt, verursacht. Sein Dienst war Phallusdienst, Grimm Myth. S. 175 f. [193 f.]. Es ist klar, dass Freyrs Walten über das Wachstum der Pflanzenwelt enge mit der Witterung zusammenhängen musste; aber wenn er auch Regen und Sonnenschein giebt, so muss er darum noch nicht Sonnengott sein. Die Sonne ist weiblich, wie Menzel mit Recht betont, Odin S. 71: „Es giebt für uns keinen Sonnengott, die Sonne ist in Deutschland immer weiblich verstanden worden.“ Vgl. auch seine Ausführungen in Pfeiff. Germ. I, S. 79 f. Auch Freyrs Eber Gullinbursti bedeutet nicht die Sonne, wie noch allgemein angenommen wird, sondern den fruchtbringenden Wind, von dem die Leute heute noch in Schwaben sagen, er müsse das Mehl ins Korn bringen. Nach Grimm Myth. III, S. 76 wird beim Dreschen ein Schwein aus Stroh gebunden, Schm. 2, 502, jenen Eber darstellend, der durchs Korn geht, wenn der Wind in Aehren Wellen macht.

Am meisten führte die nordische Benennung Sonnenhirsch irre. Die deutsche Ueberlieferung nennt allerorts den weissen Hirsch, dessen Geweih und Klauen von Gold sind. Wolf sagt, Beitr. I, S. 166: „Das Goldgeweih scheint mir laut für die Sonne zu sprechen, so wie seine weisse Farbe auf den Tag zu beziehen ist,“ Wolf fehlt, abgesehen davon, dass er den Hirsch Fro zuteilt, darin, dass er im weissen Hirsch Sonne und Tag als Eins auffasst. Daraus folgt die Verwirrung in folgender Ausführung, Beitr. I, S. 112: „Auf ihn, Freyr, muss die merkwürdige Stelle der Germania c. 45 bezogen werden: sonum insuper audiri, formas deorum et radios capitis aspici persuasio adiicit. Dies caput, das Eine, leuchtende, strahlenumgebene war das des Sonnenhirsches; die niedersächsische

Sage übersetzt es genau durch das Hirschhaupt mit goldenem Geweih. Die *formae deorum* sind kaum erklärlich; dii können die Germanen nicht gesehen haben, denn bei allen Völkern der Erde ist nur Eine Gottheit mit der Sonne verbunden; es müssen die Umrisse der Gestalt Eines Gottes gemeint sein und damit ist nur Fro gemeint, der in Verbindung mit dem Hirsche erscheint“. Sieht man von Fro oder Freyr ganz ab und denkt neben der Sonne an den Tagesgott, so reiht sich ihr dieser als zweite Gottheit mit Strahlenhaupt ganz natürlich an und die dii des Tacitus bleiben in ihrem Recht. Erst in späterer Zeit wurden Sonne und Tag als einheitliche Naturerscheinung erkannt. Noch im Sängerkrieg auf der Wartburg vertreten die Säger die alte Anschauung von der Selbständigkeit des Tages. Die Thüringer nennen ihren Herrn den Tag (dieser Vergleich königlicher Würde mit dem göttlichen Tag wird schon zur Erklärung des gotischen Königswagens angeführt werden dürfen, Vopiscus in Aureliano 33: *fuit alius currus quatuor cervis junctus, qui fuisse dicitur regis Gothorum*. Grimm R. A. 263, Rochh. Schw. s. Nro. 413a) und behaupten gegen Ofterdingen, der den Oesterreicher mit der Sonne vergleicht, dass die Sonne dem Tag erst nachfolge. Da entscheidet Meister Klinsor aus Ungarland, dass der Tag von der Sonne komme und dass, wenn die Sonne die Erde nicht beleuchtete, kein Tag wäre; vgl. Wislicenus S. 77 ff., Grimm, D. S. 555 und Bechstein, Sagensch. d. Thür. Landes I, 5. 7. Wenn nach Wackernagel, Haupt's Zeitschr. f. d. A. III, S. 27 in alten Rätselfragen die Sonne sagt „des tages ich beger“, der Mond: „ich wollt das nacht wer“, so ist hier das Verhältniss von Sonne zu Tag ganz parallel demjenigen von Mond und Nacht aufgefasst und demgemäss heisst die Sonne in andern Rätselfragen auch *honor diei*. Vertritt nun der weisse Hirsch den der Sonne gegenüber selbständig gedachten Tag und sind nach Wolf Beitr. II, S. 421 die Hörner mythischer Tiere Strahlen (vgl. den Hirsch mit brennenden Lichtern auf dem Geweih, Rochh. Aargau. S. 1, 246, den Hirsch des hl. Sebaldus und der hl. Ida v. Forkenburg, der auf jedem Geweih-Ende ein

Flämmchen trägt, a. a. O. Nro. 413a, den Hirsch im Züricher Grossmünster mit Kerzen auf dem Geweih; den Laternenhirsch in der Sage von Adelheid v. Randenberg a. a. O.), so müssen das goldene Geweih (und die goldenen Klauen) des Hirsches andere Strahlen sein, als die rund um die Sonne gereihten, und das ist der als Breitglanz (Braidablik) den Himmelsraum füllende, die Wolken und den Erdboden treffende Sonnenschein, den wir auf anderer Symbolstufe als göttlichen Reiter im I. Abschnitt kennen gelernt haben. Mit dieser Erklärung des Hirschgeweihes und der Hirschklauen stimmen nicht nur die Angaben des Sôlarliedes, sondern auch deutsche Zeugnisse überein. Dort heisst es:

Den Sonnenhirsch sah ich von Süden kommend,
Von Zwein am Zaum geleitet.

Auf dem Felde standen seine Füsse,
Die Hörner hob er zum Himmel.. (Simrock.)

Wolfram singt vom anbrechenden Tage:

Sine klâwen
durh die wolken sint geslagen,
er stîget ûf mit grôzer kraft,
ich sih in grâwen
tägelîch als er wil tagen
den tac —.

Grimm fragt Myth. S. 620 [705]: „Ist ein Vogel gemeint oder ein vierfüssiges Tier?“ Wolf sagt Beitr. I, S. 106: „Der Hirsch muss es sein, dessen klâwen durch die wolken sint geslagen“. Es bleibt natürlich zweifelhaft, ob Wolfram noch die genaue Vorstellung oder nur die von ihm gegebene Redensart besass; jedenfalls giebt letztere noch ein Zeugnis von alter Tiersymbolik des Tages. Auf den Tag bezogen darf der Sonnenhirsch mit Eikthyrnir identifiziert werden. „Er scheint mit Eikthyrnir eins zu sein“, sagt schon Wolf, Beitr. I, S. 105.

In Grímnismál heisst es von ihm: „Eikthyrnir heisst der Hirsch, der steht an der Halle Heervaters und beisst von Lärads Zweigen.“

Vorher wird die Ziege Heidrun mit derselben Formel vorgestellt. Ich deute das Beissen von Lärads Zweigen als die zeitliche Auffassung von Tag und Nacht (Heidrun), die von der Weltzeit zehren. Den Baum Lärad finde ich in alt-deutschen Rätsehn, z. B. den von Wackernagel in Haupt's Zeitschr. f. d. A. III veröffentlichten, wieder, wovon eines, Nr. 47, lautet: Rat: ein baum hat dreyzehen est vnd yegklicher ast hat IIII nester vnd in yeglichem nest syben iungen. der hat yegklicher seinen namen besunder. Ant. das iar hat XII (XIII) monat. die monat IIII wochen. die wochen ir tag. Mit dem Beissen Eikthyrnirs und Heidruns ist die orientalische Sage zu vergleichen, wonach eine weisse und eine schwarze Maus an den Wurzeln der Staude nagen, an welcher der Mann im Brunnen hängt. Auch der schwäbische Hirsch geht nach seiner grünen Waide, womit wiederum eine Redensart übereinstimmt, Grimm, Myth. S. 626 [712]: diu tageweide diu wil hin, der âbend sîget vaste zuo Amgb. 2a. Die Heide über die der Hirsch geht, bedeutet wie Heervaters Saal, vor welchem Eikthyrnir steht, das Himmelsgewölbe.

2. Sagen.

Die Tiroler Sage.

In Tirol hat sich der Mythos mit der Feensage verschmolzen. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols S. 17 f. III, 1: Zwischen Saltaus und St. Martin mündet am rechten Ufer der Passer das Kalm- oder Kalbenthal aus, dessen Bach gleich bei der Ausmündung einen schönen Wasserfall bildet. Tief in der Thalenge, aus der himmelanstrebende Felsen entragen, schoss ein Wilderer eine Gemsmutter, die mit ihrem Böckchen, welches sie kurz vorher erst geworfen, harmlos auf einer kleinen Matte spielte. Das arme Tier stürzte tot zu des Jägers Füßen nieder und das Böcklein erschrack so sehr durch den Schuss, dass es ebenfalls von der Felsenwand niederkollerte, ein Bein brach und von dem Schützen unge-

sehen; hilflos liegen blieb. Da trat aus umbuschter Felskluft ein seliges Fräulein und dessen Erscheinung übergoss die Matte wie ein Sonnenlicht. Schneeweiss war des Fräuleins Gewand, golden ihr Gürtel um den schlanken Leib. Die Selige stieg nieder in das Dickicht, in welchem das leidende Gamsböckchen lag, hob es auf, trug es zu einer Quelle, wusch es sauber, pflückte Waldkresse und drückte deren Saft auf die Wunde des Tierchens und schiente ihm das gebrochene Glied mit breiten Flechten und Wurzelgefässer. Unbemerkt sah diese That der Seligen ein Hirte, sah, wie die Selige das Tierchen an sich drückte und nach weiterer Hilfe umschauend die Blicke ihrer blauen Augen rings umher strahlen liess. Da gewahrte das selige Fräulein den Hirten, eilte auf ihn zu, gab ihm vertrauensvoll ihren Schützling und sagte zu ihm: Gieb meinem armen Liebling Ziegenmilch zu trinken drei volle Monate lang, dann komme ich zu dir und hole ihn ab. Versorgst du mir das Tierchen gut, so soll es dein Schade nicht sein. Mit diesen Worten entschwebte die Selige. Das Gamsböcklein pflegte er gut und getreulich, bald sprang es munter mit den jungen Ziegen umher und machte auch schon seine Sprünge; und es gedieh erfreulich, wuchs gross und stark und der Hirte ersehnte nun täglich des Fräuleins Wiederkehr. Eines Abends erschien die Selige plötzlich bei des Hirten Heerde, griff gleich nach ihrem Gamsbock und schwang sich auf dessen Rücken und nahm sich noch hundertmal schöner aus, als die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch (S. L. Bechstein. Deutsches Sagenbuch, 339). Die Selige dankte dem Hirten mit freundlichen Worten und gab ihm ein Kästchen, das über und über mit Kristallen und Granaten besetzt war, worauf sie alsbald auf ihrem Gamsbock von dannen ritt, hoch, hoch hinauf über die steilsten Zacken und Zinken; bald war die lichte Gestalt ins Abendglühen eingetaucht und zog am höchsten Grat dahin wie ein rosig flammendes Wölkchen. Der Hirte wurde eine Zeit lang traurig. Nach einigen Wochen schloss er das Kästchen auf, da war es voll uralter, goldener Münzen. Endlich fand er eine Maid von Gonda auf dem Riederberg.

die so schöne, blaue Augen hatte, wie das selige Fräulein. Der Hirte kaufte den schönsten Hof und seine Frau brachte lauter schöne Kinder mit lichtblauen Augen und blonden Haaren zur Welt und das erbte in der Familie fort bis in unsere Tage und des Hirten Haus blieb ein gesegnetes. Jener Jäger aber ist nach seinem Schusse gar nicht wieder nach Hause gekommen. Das selige Fräulein jedoch sieht man noch bisweilen auf dem Gemsbock im Abendrot über die Felsenkämme reiten, strahlend im rosigen Glanze, und nennt es „das Gensfräulein“.

Das Gensböcklein mit dem gebrochenen Bein vertritt das Hirschkalb, auf welches noch der Name Kalbenthal weist. In dem seligen Fräulein vermute ich Sinthgunt; muss aber die Begründung meiner Vermutung auf den vierten Mythenkreis verschieben.

Weitere Sagen von verwundeten Hirschen finden sich in den folgenden Mythenkreisen. Es seien hier nur einige Namen angeführt, in denen der „Hirschsprung“ lokalisiert ist.

Rochholz, Schweizers. a. d. Aargau Nr. 413a. Hirzenspringler nennt man jetzt noch schimpfweise die Oberrieder im St. Gallischen, man sagt, von dem nahen, gleichnamigen Engpass Hirzensprung.

Birlinger, Aus Schw. I, 9: „ein ort, das man nennt das Hus des sprongs, welches wir nennen Hirsaw, das closter im schwarzwaldt.“ Auch ein Vorsprung der schwäbischen Alb im oberen Echazthal heisst Hirschsprung.

Lynker, Hess. Sagen Nr. 50 nennt einen Hirschstein bei Elgershausen.

Müllenhoff, Sagen d. Herz. Schleswig — S. 90: Springhirsch, Name einer Gegend bei Rendsburg.

Bei Treseburg im Harz heisst ein Felsvorsprung gegen das Bodethal „Der weisse Hirsch“.

Hirschau in Württemberg liegt in der Nähe der Stelle, an welcher die im I. Abschnitte berichtete Sage haftet von dem Herrn zu Wagen, dessen Pferde nicht von der Stelle kommen.

Nachtrag. Kauffmann's Aufsatz über den zweiten Merseburger Zauberspruch, Paul und Braune, Beitr. XV, S. 207—210 kam mir erst nachträglich in die Hände. Leider kann ich den dort ausgesprochenen Ansichten, abgesehen von dem Widerspruche gegen Bugges Erklärung Phol = Paulus, nicht beipflichten. Balderes halte ich für den Namen des Gottes. Ueber die Auffassung Phol = Vol, femin. bemerke ich, dass alle anderen Möglichkeiten zuvor zu prüfen seien, ehe von einer „unberechenbaren Laune des Schreibers“ geredet werden dürfe. Nun hat aber die Schreibung Phol eine bedeutende Stütze an dem Thüringer Pholes-Brunnen, S.47, dessen Stiftung an Bonifazius selbständig auf Balder zurückweist. Auch wenn wirklich Vol stände, wäre die Identität mit Volla noch nicht erwiesen. Für die genitivische Erklärung von Sunna und Volla den dativischen Vulgarismus *demo volon sîn vuoꝝ* beizuziehen ist bei so kurzer Aufeinanderfolge der Sätze sehr bedenklich. So bleibe ich bis auf Weiteres bei der nominativischen Auffassung. Wegen des Vulgarismus und aus rhythmischen Bedenken halte ich den Eingang des Spruches für Prosa; die Stäbe *volon-vuoꝝ* dürften aus einem Reime stammen; der ganze Wortlaut aber scheint sich nicht zu fügen. Das Fehlen der Verbindungspartikel zwischen den Namen der Göttinnen hat für mich gar nichts Auffallendes.

Die Beziehung der nordischen Syn würde ich nicht a priori abweisen; aber Erwägungen, die über den Merseburger Spruch hinausreichen, lassen die Auffassung von Sunna = Sonne nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich werden. Untergeordnete Göttergestalten der nordischen Mythologie in der deutschen nachzuweisen, wird nur unter besonders günstigen Bedingungen gelingen. Wie sehr einen die blossen Namensformen im Stiche lassen, zeigen eben die mannigfaltigen Erklärungen derjenigen des Merseburger Spruches.

Zweiter Mythenkreis.

Heimtückische Nachstellung.



I. Der Gott zu Pferde.

Sagen.

Lütolf, Sagen der fünf Orte Luzern u. s. w., Nr. 121: Zwischen Schwiz und Mutathal, in der Gegend von Häringen, dem Selgis gegenüber, liegt an der Landstrasse eine grosse Steinplatte, in welcher die Malzeichen von vier Pferdehufen und zwei Menschenfüssen eingeprägt sind. Ueber die steile, hohe Felswand stürzte einmal der Teufel einen Mann zu Ross (nach einigen war's St. Sigismund, der in Mutathal Kirchenpatron ist) herunter. Gottes Macht hat ihn wunderbar erhalten und liess die Wahrzeichen davon zum ewigen Andenken auf diesem Stein beim Auffallen entstehen. — Eine Reiter-sprungsage giebt es auch am Sattel, Kt. Schwyz.

Vrgl. auch die fränkische Sage vom Ritter von Rapp im I. Absch. des ersten Mythenkreises.

Schönhut, Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs, I, S. 284—314. Der junge Ritter Hugo von Hohenkarpfen hatte seine schöne Gemahlin Jutta und mit dieser ein schönes weisses Ross den Erdgeistern entrissen. Als er sich einmal nach dem Hoflager des Landgrafen Egon von Fürstenberg begeben wollte, sprach seine Gemahlin zu ihm: Nimm mein treues Leibross mit dir und besteige es im Augenblicke der dringendsten Gefahr zu deiner Rettung. Unterwegs, um Mitternacht während eines Gewitters, erschienen wieder die Erdgeister und stellten ihm nach dem Leben. Aber schnell schwang er sich auf sein Ross, das lustig aufwieherte und wie ein Pfeil mit ihm davon spazte. Ein andermal, als er vor dem Landgrafen, von seinen Feinden verklagt, erschienen war, wurde ihm das Todesurteil gesprochen. Da sprach er: Verleiht mir die Gunst, nur eine kleine Weile noch mein wackeres Streitross herumtummeln zu dürfen. Der Landgraf befahl, alle Zugänge zu der Burg sorgfältig zu versperren, die Wachen zu verdoppeln und sodann das Begehrte zu gewähren. Das Rösslein wieherte freudig auf, als es seinen

Herrn erblickte. „Wirst mir nun wohl zum letztenmale dienen“ sprach er und schwang sich auf. Mit schnaubenden Nüstern und fliegender Mähne kreiste es in dem Burghofe und als es an dessen nördliche Seite gekommen war, wo sich der Berg steil hinabsenkt in das Thal, da wieherte es dreimal hintereinander, dass die hohen Mauern wiederhallten und setzte mit Einem Sprunge über Wall und Graben und mit einem zweiten den Berg hinab ins Freie und Weite und bald waren beide den Nachstaunenden entschwunden.

In dieser Sage ist derselbe Mythos in doppelter Fassung, in der ersten ursprünglicher hinsichtlich der Erdgeister, in der zweiten anschaulicher hinsichtlich des rettenden Sprungs überliefert.

An der Burg Neueberstein haftet eine ähnliche Sage. Wolf Eberstein ist von Feinden verfolgt und thut den Sprung. Vgl. die Gedichte „Der Grafensprung“ von Kopisch und „Harras, der kühne Springer“ von Körner. Wolf, Beitr. I. S. 105.

II. Der Gott ohne Pferd.

1. Ein Zauberspruch.

Grimm Myth. III, Anh. XL b, aus dem 14. Jahrhundert:

Unser herr saz und stunt under der kirchtür,
da kam sein lieb traud muter gangen (herfür).
„draut son, mein herre,
wie siezest du trawren so sere?“
„ach herczenliebew muter mein,
solt ich nit trawrig sein?
da kom ich an bulwechs perg gangen,
da schoz mich der bulwechs,
da schoz mich die bulwechsins,
da schoz mich als ir hingsind u. s. w.

2. Sagen.

Zingerle, Sagen aus Tirol Nro. 839: Wo der Lech, bevor er Tirol verlässt, in ein so schmales Rinnsal geengt wird, dass er durch die steilen Felsen kaum einen Ausweg findet, wird eine Stapfe im Felsen gezeigt; dieselbe heisst der Mangtritt. Als der hl. Magnus in diesen Gegenden das Evangelium predigte, soll ihn einmal ein giftiger Drache verfolgt haben. Da der Heilige keinen Ausweg sah, sprang er über die Schlucht und zum Wahrzeichen dieses Wunders blieb seine Stapfe im Stein. (Als Reitersage, vgl. Abschn. I, ist von demselben Orte berichtet, dass hier Julius Cäsar auf dem Pferde sitzend über den Lech gesprengt sein soll und der Huftritt des Pferdes noch sichtbar sei; deshalb heisse der Tritt auch Jusulte, saltus Julii. Zingerle a. a. O., Schöppner, Sagenb. d. bair. L. II, Nro. 911.)

Neben die im ersten Mythenkreise mitgeteilte Fassung der württ. Rosensteinsage stellt sich die bei Grimm, Deutsche Sagen Nro. 184 gegebene: Bei Heubach in Württemberg ist der Herrgottstritt. Zeiler erzählt, Christus auf der Flucht vor den Juden habe die Merkzeichen eingedrückt. Die Leute holen sich allda Augenwasser.

III. Der Hirsch.

1. Märchen.

Zingerle, Tirols Volksdichtungen S. 300—311.

Zwei Beutelschneider verbanden sich, gemeinschaftliche Sache zu machen und gruben einen unterirdischen Gang in die Schatzkammer eines reichen Herrn, wo sie einen Geldsack stahlen. Der Reiche aber hatte auch einen alten Beutelschneider im Dienste, den er einst hatte blenden lassen; der riet ihm, wie die Diebe zu fangen seien. Der eine ward mit einem

Schlageisen gefangen und liess den Kopf; gegen den andern aber missglückten zwei Versuche. Da riet der alte Beutelschneider dem Herrn: Lass einem Hirschen die Hörner vergolden und jage ihn durch die Stadt. Wenn ein Beutelschneider einen Hirsch mit vergoldeten Hörnern sieht, den kann er nicht lassen und verlöre lieber sein Leben, als dieses. Der Herr that so. Die Stadthore wurden gesperrt, dass das Tier nicht fortlaufen könnte. Der polnische Beutelschneider schaute eben zum Fenster hinaus und sah den Hirsch mit den goldenen Hörnern. Da kam ihm ein grosses Gelüst, ihn zu haben. Es fiel ihm ein, dass sein Keller unter den Weg hinausreiche, so dass man von unten herauf den Boden der Strasse leicht dünner machen könne. Er gieng in den Keller, grub so lange nach oben, bis nur mehr ein ganz dünner Boden übrig blieb, gieng dann auf die Strasse und streute Salz auf. Dann lief er wieder in den Keller hinab und schaute zum Kellerloche herauf, ob der Hirsch nicht bald käme. Er wartete nicht lange, da kam das Tier hergerannt, stand aber beim Salze still und fieng an aufzulecken. Da nahm der Beutelschneider einen Tremmel und stiess von unten herauf, sodass der Boden einbrach und der Hirsch drunten lag. (Vergleiche das von der Felsenwand niederkollernde Gamsböcklein.) Dann machte er den Boden sogleich wieder zu, und das alles geschah, ohne dass jemand etwas merkte.

Der Herr erfragte, dass der Hirsch auf den Gassen nicht mehr zu sehen sei und liess Kundschaft einziehen, wer ihn aufgefangen habe. Allein Niemand wusste etwas zu sagen und kein Mensch hatte Jemanden beobachtet, der dem Hirschen nachstellte. Sie sagten alle: „Ja, da und da habe ich den Hirschen zum letzten Male gesehen, er lief allein durch die Gassen und ich bemerkte Niemanden, der ihn verfolgte“. Da sah der Herr wohl, dass das Nachfragen nichts helfe und fragte wieder seinen blinden Ratgeber. „Ich will morgen von Haus zu Haus gehn Suppe betteln; bekomme ich dann irgendwo eine Hirschsuppe, so rieche ich das gleich und der Schelm ist ertappt.“

Das geschah am andern Tage. Als es gegen Abend gieng, kam er auch in das Haus des polnischen Beutelschneiders und bat um Suppe. Der polnische ass gerade einen Hirschbraten und der Duft stieg dem Blinden gleich in die Nase. Der polnische merkte sogleich, dass der Bettler ein Beutelschneider sei, dachte aber: „Du bist ja blind, wie willst du mich übertölpeln?“ Er liess ihm Suppe geben, lud ihn dann auch zum Braten ein und erzählte ihm während des Essens die ganze Geschichte von dem Hirschen, den er gefangen und heute gebraten habe. Der Blinde ass mit grossem Appetit. Während er hinausging, schrieb er mit einem Rötzel drei Striche über die Hausthür. Der polnische aber war ihm nachgeschlichen, sah die drei Striche und wischte sie ab. Dafür ging er, als es ganz finster war, zu dem Hause des Herrn und schrieb dort die drei roten Striche über die Thüre.

Der Blinde erzählte seinem Herrn alles und dass er das Haus über der Thüre mit drei roten Strichen gezeichnet habe. Am andern Tage liess dieser in der ganzen Stadt alle Hausthüren untersuchen. Aber die Ausgesandten meldeten, dass das Zeichen sonst nirgends stünde, als ober seiner eigenen Hausthüre. Er ging hinaus und sah wirklich die drei Striche. Da merkte er, dass er es hier mit einem ärgern zu thun habe, dem der blinde nicht gewachsen sei. Er liess daher bekannt machen, derjenige, der den Sack aus dem Turm gestohlen und den Hirsch in sein Haus gebracht habe, solle sich melden, er werde für seine Geschicklichkeit eine grosse Belohnung empfangen.

Der polnische Beutelschneider stellte sich, der Herr gab ihm eine grosse Belohnung und behielt ihn statt des Blinden als Ratgeber bei sich.

Die Zugehörigkeit des Beutelschneiders zu den „Unterirdischen“ ergiebt sich aus seiner Thätigkeit und aus dem Vergleich des Märchens mit der Sage von Hugo v. Hohenkarpfen, mit welcher besonders die Abschliessung der Stadt übereinstimmt. Zwar wird der goldene Hirsch nicht gerettet, wie der Ritter; aber hier konnte das Märchen abweichen,

weil es sein Hauptgewicht auf die Geschichte des Beutelschneiders legt. Als Hirschdieb erinnert der Beutelschneider an den „Tagdieb“, welcher ursprünglich wohl mit Beziehung auf ein mythisches, unserem Herrgott den Tag abstehlendes Wesen gedacht sein konnte.

Die roten 3 Striche über der Thüre, wo der goldene Hirsch versunken ist, können auf die Abendröte gedeutet werden. Sie sind am andern Morgen über dem Hause des Herrn, der den goldenen Hirsch aussandte, zu sehen, das wäre die Morgenröte.

2. Sage.

Panzer, Bayer. Sagen u. Br. II, 316: Zwischen der Ruine Neuhaus bei Selb in Oberfranken (Fichtelgebirge) und dem Hammerwerke Wellerthal ist ein hoher Felsen, welcher Hirschensprung heisst. Ein Hirsch, der einstens von einem Wolf verfolgt und ergriffen worden war, stürzte sich mit jenem über diese Höhe in die Eger herab, wodurch er gerettet, jener aber zerschmettert wurde.

Hier ist der Nachdruck auf die Rettung des Hirsches gelegt.

Das umgekehrte Verhältniss bietet eine Sage bei Stöber, Oberrhein. Sagenb. S. 311: Ein schwarzer Hirsch lockt den Grafen von Wildenstein in einen Abgrund. Der Graf stürzte zerschmettert in die Tiefe, der schwarze Hirsch war der Teufel gewesen. Wolf, Beitr. I., S. 105. Diese Sage ist vielleicht aus einer Vermischung zweier Vorstellungen hervorgegangen, deren erste in der vorhergehenden Sage, die zweite aber in der Sage bei Lütolf, Abschn. I, S. 38, vertreten ist. Ursprünglich war wohl der Verfolger das böartige Wesen und sein Tod wäre dann mit dem des Wolfes übereinstimmend zu deuten.

Lütolf, Sagen aus den 5 Orten Luzern u. s. w. Nr. 126: Auf den Arniberg an der Gotthardstrasse gieng ein Jäger aus der Umgegend sehr oft auf die Jagd und nie schoss er umsonst, immer fiel ein Gewild, meistens ein Hirsch oder eine

Gemse. Ein geistlicher Bruder des Jägers wohnte einmal der Jagd absichtlich bei und sah, dass der Teufel das schöne Wildpret bei den Ohren hielt, welches sofort dem Schusse erlag.

Manche Spuren deuten an, dass der erste und zweite Mythenkreis zusammengehören. Die Beinverrenkung des ersten wäre dann nicht als eine zufällige, sondern als eine heimtückisch verursachte aufzufassen. Aber nur die Tiroler Sage im III. Abschnitt des ersten Mythenkreises, S. 33 ff, verbindet den Beinbruch des Gemböckleins mit der Nachstellung des Jägers. Sonst treten uns nur selbständige Einzelausprägungen vor Augen. Immerhin würde das Herabfallen des Böckleins und des Hirsches andeuten, wie man sich die Brücke zwischen den beiden Darstellungsweisen zu denken hätte und die Beinverrenkung wäre ihrer Ursache nach am besten durch die Thätigkeit des Beutelschneiders erklärt. Als feindliche Wesen sind dreimal die Unterirdischen genannt, nämlich die Erdgeister, der Bulwechs und der Beutelschneider; sonst der Teufel, ein giftiger Drache, die Juden, ein Wolf. Letztere Wesen dürften anders gedeutet und an eine doppelte Nachstellung gedacht werden, an eine unter- und oberirdische, wobei letzteres Wesen (der Wolf) den Tod findet.

Weitere Sagen und Märchen von der Jagd nach dem Hirsche habe ich besonderen Mythenkreisen zugewiesen.

Dritter Mythenkreis.

Quellenweckung.

In diesem Mythenkreise muss die Deutung zurücktreten. Dafür haben wir eine direkte Angabe bei Saxo Grammatikus im dritten Buche der Gesta Danorum, dass Balder, um sein von Durst gequältes Heer durch Trinkwasser zu erquicken, eine Quelle geweckt habe. Nach dieser Angabe, auch nach anderen Spuren (s. u. Pholesbrunnen) dürfen die entsprechenden deutschen Sagen von der Quellenweckung mit gutem Grunde zu dem Mythos von Balder gestellt werden. Dies geschah schon von andern Mythologen; ich führe nur die Einteilung, die sich im Vorhergehenden bewährt hat, durch.

I. Das Pferd und die Quelle.

1. Sagen vom Quellschlagenden Huftritt.

Wolf, Niederl. Sagen Nr. 19: Als die Friesen an dem Orte, wo S. Bonifaz einst die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringenden Fluten des Meeres, wollten sie auch daselbst eine Kirche nebst einem Kloster bauen, jedoch fanden sie, dass in der ganzen Umgegend keine Quelle süßen Wassers sprang, dessen die Bewohner des Klosters doch bedurften. Der Befehlshaber des Landes, Abbo, den König Pipin dahin gesandt, nahm, als er das erfuhr, sogleich einige seiner Gefährten zu sich und ritt an die Baustelle und um den Hügel, der schon vollendet war, herum, eine Quelle zu suchen. Schon hatten sie lange vergebens sich bemüht, da siehe, sinkt das Pferd eines sie geleitenden Knaben mit den Vorderfüßen in die Erde. Schnell stürzen die andern zur Hilfe herbei und kaum waren des Rosses Füße aus dem Boden herausgezogen, als zu aller Erstaunen ein Strahl klaren Wassers nachschoss, der so reichlich quoll, dass er wenige Augenblicke nachher schon einen Bach bildete. Alle kosteten und erkannten, dass es süßes Wasser war und priesen Gott für das Wunder, welches er gethan.

Nach Wolf, Beitr. z. d. Mythol. I, S. 133 wird das Wunder Bonifazius selbst zugeschrieben: Von dem Bonifaziusbrunnen bei Dockum in Friesland wird berichtet, dass ihn „het paard von den heiligen met zynen hoef zoude geslagen hebben.“

Diese Sage findet sich ausführlich bei Witzschel, Sagen aus Thüringen I, Nr. 22: An die Kirchthür zu Heilsberg in Thüringen ist ein grosses Hufeisen angenagelt und es geht die Sage, dass es vom Pferde des Bonifazius herstamme. Denn als dieser Apostel mit seinen Gefährten hierherkam, mag er den Berg von Haufeld herab ins Thal unter den sog. Viehberg auf einen grünen Rasenplatz gekommen sein und um ein wenig auszuruhen sein Pferd allda auf der Waide haben gehen lassen. Weil es aber einen bösen Schenkel gehabt hat, soll es mit demselben Fusse auf der Erde gescharrt haben und zwar so lange, bis endlich allda ein Quellbrunnen entsprungen, von dessen Wasser des Pferdes böser Fuss alsbald heil wurde. Und weil durch dieses Wasser, das noch heute quillt, auch die Menschen von Krankheiten geheilt wurden, so gab man nachher nicht bloss dem Brunnen den Namen Heilborn, sondern nannte auch das Dorf selbst Heilsberg und nagelte das Hufeisen, welches von des Pferdes Fuss abgefallen war, zum ewigen Gedächtnis an die Kirchthür (vgl. o. S. 18 f.).

In diesem Zusammenhang wird sehr wichtig, dass nach Grimm, Myth. S. 187 [206 f.] ein Graf Widerolt dem hl. Bonifazius alles übergab, was er an Eigentum hatte in Pholesbrunnen in der Provinz Thüringen. Nach den Sagen kann es kein Zufall sein, dass der Graf sein Eigentum in Pholesbrunnen gerade dem hl. Bonifazius vermacht; wir erblicken hier ein Beispiel bewusster Uebertragung des Pholkultus auf Bonifazius. Was gab aber den Grund zu dieser Uebertragung? nicht der Brunnen, den übernahm der Heilige erst von dem Gott, sondern der Märtyrertod: also derselbe Fall, wie bei der Uebertragung auf Stephanus (vgl. S. 8 zum Wiener Spruch). Der Pholesbrunnen stimmt so schön zu Phol, dass Bugges Paulusfrage nunmehr als erledigt gelten darf.

Ausser Bonifazius hat sich die Sage von der Quellenweckung besonders an berühmte Könige oder Helden geknüpft. Hierbei war die Anschauung massgebend, dass Balder an der Spitze seines Heeres dieses Wunder vollbrachte.

Grimm, Myth. S. 96 [105] nach Ann. lauriss., Pertz 1, 150: Karl der Grosse eroberte Eresburg und zerstörte die Ermensäule. Da war eine grosse Trockenheit, dass in der Gegend, wo die Ermensäule stand, das Wasser ausgieng. Da habe er dem dürstenden Heere einen Brunnen geschaffen den, sein Ross mit dem Hufe aus dem Boden schlug.

Lyncker, Hess. Sagen Nr. 5: Einst war Karl mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft eingerückt. Die Krieger schmachteten vor Durst. Der König sass auf schneeweissem Schimmel; da spornte er sein Pferd, dass es mit dem Hufe heftig auf den Boden trat und einen Stein aus dem Felsen schlug, in welchem die Spuren seines Trittes zurückblieben. Aus der Oeffnung sprudelte die Quelle mächtig, das ganze Heer wurde getränkt. Diese Quelle heisst Glisborn und liegt an der Morgenseite des Odenbergs, ist hell und eisig kalt. Der Stein mit dem Huftritt ist in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt und noch heute zu sehen (vgl. die Sage bei Müllenhoff, o. S. 17.)

Die Sage wird ferner dem Sachsenherzog Wittekind zugeschrieben:

Kuhn, westphäl. Sagen Nro. 294; Weking d. i. Wittekind ritt über die Berghöhe, worauf jetzt Bergkirchen liegt, und sprach bei sich selbst: Ist die neue Lehre der Franken die rechte, so möchte ich ein gewisses Zeichen haben. In diesem Augenblick scharrt das Ross und aus dem felsigen Boden springt ein mächtiger Quell hervor. Der König trank und gelobte, ein Christ zu werden. Ueber dem Quell wurde hernach ein Kirche gebaut, die noch steht.

Andere erzählen, ein Mönch sei dem König an diesem Ort begegnet und habe ihn aufgefordert, seine Götter fahren zu lassen und als Weking nun geantwortet hatte: schaff mir Wasser aus diesem Felsen, so will ich mich taufen lassen,

da sei sofort der herrliche Quell unter den Hufen des Rosses hervorgesprudelt.

Noch eine Sage vom selben Orte hat Kuhn in den Nordd. Sagen Nro. 273: Auf der Egge liegt das Dorf Bergkirchen, in dem befindet sich mitten auf dem Kirchhof ein Quell, von dessen Ursprung man so erzählt: Es sind einmal hier zwei Brüder im Kampf zusammengetroffen, die waren lange von einander getrennt, so dass der Eine den Andern nicht mehr kannte; da sagte dieser ihm, dass er sein Bruder sei, aber jener wollte es nicht glauben und sagte: So gewiss mein Pferd kein Wasser aus diesem Felsen schlägt, so gewiss bist du nicht mein Bruder. Aber in dem Augenblick haut das Ross mit dem Huf auf den Stein und es entspringt ein klarer Quell. Da haben beide zum Andenken die Kirche dahin gebaut.

Nicht blos in Norddeutschland gehen solche Sagen, es werden mehrere ähnliche auch aus Bayern berichtet. Die wichtigste knüpft sich an den hl. Willibald, in dessen Namen ein Anklang an Balder gefunden werden darf, weil auch die Sage ihn an seine Stelle gesetzt hat. Schöppner, Sagenb. d. bayr. Lande II, Nro. 850: Bei dem Ittstätter Hof, dem einzigen von dem ehemaligen Pfarrdorfe Ittstätten bestehenden Weiler nächst Kloster Bergen, stösst das Heilig- und Brunnenholz, deswegen so genannt, weil sich in demselben der St. Willibaldsbrunnen befindet, zusammen. Der St. Willibaldsbrunnen ist ein sechzehn Fuss im Umfange messender Felsen, der nur zwei Fuss aus der Erde hervorragt und mehrere Löcher von verschiedener Grösse und Tiefe hat, die stets mit Wasser gefüllt sind. In der grössten Sommerhitze trocknen diese oft über 3 Schuh tiefe Höhlungen nie aus, und wenn sie auch mit Fleiss ausgeschöpft werden, wie dies der Fall einmal war, so sind sie doch sogleich wieder voll. Die Volks-sage berichtet hierüber, dass der hl. Willibald hier auf seiner Reise mit seinem Pferde gestürzt sei und dass diese Löcher die Eindrücke des gefallenen Rosses seien (vgl. die Sage von Abbos Knappen, S. 46). 1750 wurde zu diesem Brunnen eine Kapelle neu erbaut, die mit der hölzernen Bildsäule des hl.

Willibald und manchen Votivtafeln versehen ist, worunter auf einer derselben die Sage abgebildet ist. Vormalo war dieser Brunnen mit Stauden und Hecken eingefriedigt und nur den Jägern und Anwohnern bekannt, wie dies Christoph Schachner S. J. in seinem heilsamen Oehlbrunn der heiligen Walburg, Ingolstadt 1621, bezeugt. Wie der hl. Willibald so ist auch der hl. Wunibald, dessen Bruder, durch einen Brunnen verewigt. In dem ehemaligen Klostergarten zu Heidenheim zeigt man den Wunibalds- oder Heidenbrunnen, mit dessen Wasser St. Wunibald die heidnischen Bewohner dieser Gegend taufte.

Spitz, Rhein. Sagen- und Liederschatz IV, 1809: Bei Dahn in den Vogesen entsprang eine Quelle unter dem mächtigen Hufschlag eines Rosses, auf dem ein fliehender Jäger über einen Abgrund setzte. Menzel, Odin S. 73. [Vgl. zweit. Mythenkr. I.]

Einen Rossbrunnen giebt es nach Lütolf, Sagen der 5 Orte, Nr. 476, auch zu Neuenkirch in der Schweiz. Ein Fussesbrunnen in Oesterreich ist durch den mhd. Dichter Konrat von F. bekannt.

Nach Panzer, Bair. Sagen u. Br. I, 132 entstanden die drei Quellen zu Heidenheim, Anhausen und Heilsbronn unter den Hufen des Esels, den die hl. Walburgis, Oswald und Willibald bei sich hatten. Menzel, Odin S. 73. Zingerle, Osw. leg. VII. Der Name Heilsbronn stammt nach Zeitschr. f. d. A. XVIII, S. 155, nicht von Heil, sondern von Hâhold her; urkundl. Hâholdesbrunnen.

Schnezler, Bad. S. II, Nr. 49: Der Eselsbrunnen bei Kloster Allerheiligen entsprang unter dem Huf eines Esels. Menzel. Odin S. 73.

2. Sagen von Quellen findenden Pferden.

Schöppner III, Nro. 1154: Nach einer uralten Volkssage hat das Wildbad zu Burgbernheim seine Entdeckung folgender

Begebenheit zu verdanken. Ein Bauer aus Galmertsgarten, einem $\frac{3}{4}$ Stunden von Markt Burgbernheim entlegenen Weiler, besass einen kranken, abgezehrten Schimmel, den er nicht weiter brauchen konnte und in den Wald trieb, um aller umsonst angewandten Heilmittel und fernerer Unkosten los zu werden. Nach einiger Zeit vernahmen die Holzarbeiter in einem wilden Thale Geräusch und als sie näher nachsuchten, trafen sie das schon lang für verloren gehaltene Ross an einer Quelle saufend, gesund und frisch an. Also schloss man daraus, dass der Genuss des Quellwassers den Schimmel gesund gemacht habe, stellte nun auch Versuche bei Menschen an und verspürte die besten Wirkungen davon. Solches muss sich bereits im zwölften Jahrhundert oder noch früher zuge tragen haben, da schon der römische Kaiser Lotharius Burgbernheimer Wasser nach Nürnberg bringen liess, woselbst er sich 1128 auf dem Reichstage befand.

Diese Sage stimmt überein mit dem Wiener Zauberspruch: Stephani equus infusus-aquam bibat. Besonders ist zu beachten, dass das Pferd hier ein Schimmel ist.

Wolf, deutsche Märchen und Sagen Nro. 271, nach Chronique de Phil. Mouskes: Karl der Grosse jagte eines Tages in der Gegend, wo nun Aachen steht. Der König erschaute einen Hirsch; seine Gefährten hatten sich von ihm verloren und er jagte allein mit seinen Hunden. Da trat das schwarze Pferd des Königs mit einem Fusse in den Bach einer Quelle; das Wasser war heiss, darum erhob es den Fuss und eilte zurück von dem Wasser und stiess ihn in den Staub. Als der König das merkte, da stieg er ab; als er sein Pferd hinken sah, fühlte er mit seiner Hand an den Fuss und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf sehr heiss, tauchte seine Hand alsbald ins Wasser und fand es heiss. Der König stieg in den Bügel und gieng dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entsprang; aber dieselbe war voll von Feuer. Nachdem er das Wasser mit der rechten Hand gefühlt hatte, schaute er zur Linken und fand eine andere Quelle, welche klar war

und kalt und heilsam; er befühlte sie mit seiner nackten Hand und wunderte sich sehr. Der König sah nahebei einen grossen Palast, der war alt und verfallen und voll Gesträuche. Granus, der Bruder Neros, der den hl. Petrus tötete und Paulus und seinen Bruder Agrippa, hatte ihn gegründet; er war König in dem Lande gewesen.

Menzel, Odin S. 73: Wo jetzt Heilbronn in Württemberg steht, soll Karl der Grosse auf der Jagd im Walde die herrliche Quelle entdeckt haben, Jäger Handb. f. Reis. a. Neck., S. 74.

Schöppner III, Nro. 1342: Es war einmal ein Kaiser zu Würzburg; derselbe pflegte des Jagdvergnügens in den umliegenden Forsten. Eines Tages verirrte er sich beim Verfolgen eines Wildes. Vergebens ritt er hin und her, auf die rechte Fährte zu kommen. Indessen brannte die Sonne so heiss, dass der Kaiser gar bald von empfindlichem Durste gequält wurde. Ermattet stieg er von seinem Rosse und streckte sich auf dem Boden. Während er so dalag, dem Verschmachten nahe, erhob das Tier plötzlich seine Nüstern, als ob es in der Ferne eine Quelle witterte. Da setzte sich der Kaiser auf, liess seinem Ross die Zügel und kam bald an eine Stelle, wo das reinste und beste Wasser sprudelte. Zum Andenken wurde das Dörflein, welches sich nachmals um diesen Brunnen erhob, Rossbrunn genannt.

Nach Panzer 1, 291 und Bechstein, fränk. S. 1, 100 liegt in der hohen Rhön eine Osterburg, die einmal lange vergebens belagert wurde, bis ein blindes Pferd durch blossen Durst geleitet die geheime Wasserleitung entdeckte und aufscharrte, durch welche die Burg bisher mit Wasser versehen worden war. Nun konnte man der Burg das Wasser abschneiden und sie musste sich ergeben. Menzel erklärt diese Sage so: Die Burg bedeutet wohl die zu Ostern eroberte Winterburg, das blinde Pferd die den Winter durcheilende Zeit, das aufgefundene Wasser das Auftauen der Flüsse und den Frühling, Pfeiffer Germ. I. S. 73. „Zeit“ ist für Erklärungen von Sagengestalten ein zu abstrakter Begriff; konkret steckt derselbe Begriff im Tiere des Tagesgottes.

II. Der Gott und die Quelle.

1. Sagen von Quellenweckung.

Der Darstellung Saxos kommt am nächsten Wolf, Niederl. Sagen Nro. 34: Graf Arnold der Dritte hatte während seiner ganzen Regierung Streit mit den Westfriesen. Bei dem Dorfe Winkel kam es einmal zum Kampfe auf einem ebenen Felde. Und wie die Holländer so dalagen und der Friesen warteten, da litten sie alle grossen Durst, denn da war überall nur Salzwasser zu haben. Der Graf bat Gott auf den Knien in seinem Zelte und als er wieder herauskam, wies er ihnen eine Stelle, welche ihm von Gott geoffenbaret war, und da sollten sie graben. Und das thaten sie und er stach seine Lanze hinein und da fanden sie frisches, schönes Wasser und tranken alle und wurden gelabt. Inzwischen kamen die Friesen mit einer grossen Menge Kriegsvolkes und der Graf gieng ihnen mit seiner ganzen Macht ritterlich zu Gemüt und schlug sie; ist aber durch Gottes Verhängnis selber in der Schlacht geblieben.

Wolf, Niederl. Sagen, Anm. zu Nro. 29: Die Stelle, wo Kanut der Heilige den Märtyrertod starb, bezeichnete auch ein plötzlich aufspringender Quell. Zu Nro. 34: Auch von Karl V wird in *De heerlyke en vrolyke daeden van Keyzer Carel V* erzählt (Wolf Beitr. I, S. 133): Nach der Eroberung von Goulette gebrach es dem Heere Karls V an Wasser; da hiess er seine Soldaten einen Brunnen graben. Sie gruben sehr tief und fanden ein schönes Kreuz. Als der Kaiser dies mit grosser Ehrfurcht aus der Grube nahm, sprang ein klarer Brunnen hervor, der das ganze Heer labte.

Im Leben der Heiligen, bei Zingerle, die Oswaldlegende IV, wird erzählt, wie Oswald zur Taufe König Gaudons eine Quelle weckt: Do hub der lieb herr sant Oswalt seine füz auff in dem namen gotz vnd stiesz an ainen stain damit. Do flosz zuhand ain schonez wasser herausz. In Ettmüllers Ausgabe von Sant Oswaldes Leben ist der Vorgang so erzählt:

König Aaron (Gaudon) spricht :

- Oswalt, edeler vürste rîche,
dû sprichest, din got sî ein heilant,
2960. nû sihestu dert die steinin want.
tuot nû din got sin genâden schein,
daz er ûz dem herten stein
einen brunnen lâze enspringen,
dâ toufe ich mich denne inne.
2965. mac daz aber niht geschehen,
an dinen got wil ich nûmer mære jehen.
sant Oswalt der reine heilant
der ersach die steinin want,
dô viel er nider ûf sîniu knie,
2970. daz swert er an sin hant gevie
und zôch ez ûz der scheide.
der helt des niht vermeit,
daz ort liez er nider,
alsô sagt uns daz buoch sider.

Oswalt betet :

- nû hilf mir ûf dirre erde,
daz ein brunne hie enspringen werde —
2985. sant Oswalt wart dô gewert —
daz swert im ûz der hende brach,
2990. von gotes krefte daz geschach,
ze tal durch den herten stein,
gotes kraft dâ wol erschein.
von des swertes orte
sich diu steinwant enparte.
2995. nû liez sich ein schol herdan,
daz sâhen beidiu, vrouwen unde man,
daz was sô grôz, als wir noch hoeren sagen,
tûsent wagene möhten ez niht hân getragen.
gotes kraft wol erschein und was sô grôz,
3000. ûz der steinin want ein brunne vlôz,
der was wol zehen klâfter wît,

daz saget uns daz buoch sit,
und niun klafter tief.

Lyncker, Hess. Sagen Nro. 267: Bonifazius befand sich einst nahe bei Fulda in der Gegend, wo jetzt Horas steht. Ueber seinen andächtigen Betrachtungen kam die Mittagszeit heran; die Sonne warf sengende Strahlen zur Erde und den hl. Mann dürstete sehr. Ermattet griff er nach seinem Stabe, den er neben sich in die Erde gestossen hatte; doch wie er ihn herauszog, sprang ein silberner Quell aus der Oeffnung hervor. Bonifazius trank daraus und der Brunnen wird seitdem Bonifaziusbrunnen genannt. Vgl. die Sagen von Bonifazius o. S. 27. 46 f.

Wiener Handschr. 2696, Haupt, Zeitschr. V, S. 118 f.
Vers 1368—1393:

Servâcjus fuor ze lande:
nâch êren wart er lâzen (entlassen).

1370. dô er kom z' Alsâzen,
von grôzer müede was er laz.
unt als er dô nider gesaz,
vil sêre in dürsten began.
der vil heilige man

1375. niht umbe sich sach
weder brunnen noch bach
noch deheiner slahte fluot.
hin ze dem kêrte er sînen muot,
von des site in sîner marter grôz

1380. wazzer unde bluot flôz.
in sîm namen er ein kriuze tete.
dô spranc ein brunne sâ ze stete
ûz der durren molten,
wan sîniu zeichen solten

1385. in dem lande ouch werden kunt.
dâ wart ein frowe alrest gesunt,
die der siechtuom lange quelte.
ir eigen si sît ûf selte
sant Servâciô ze êren.

1390. die mit deheinen sêren
wâren gebunden,
genâde die funden
ze dem selben ursprunge.

Haupt setzt das Gedicht etwa in das Jahr 1170. Vgl. dieselbe Sage bei Schöppner, b. S. II, Nro. 792. Der Vorgang wird auf Servatius in die Mitte des vierten Jahrhunderts zurückdatiert und ereignet sich nach Schöppner bei Sp-yer. Der Brunnen werde noch Servatius- und Tafelsbrunnen genannt. (Die Kalendertage von Servatius und Bonifazius folgen unmittelbar aufeinander.)

Die Legenda aurea erzählt in den Nachträgen Cap. CCXLI, dass dem Servatius auf dem Wege nach Rom das Wunder zustieß. Cui sitiendi in via fontem dominus aperuit. Wichtig für die Anknüpfung von Baldersagen ist auch die Bemerkung: infirmi quocunque tactu manuum vel pedum suorum continuo sanabantur.

Wöste, Volksüberlieferungen in d. Grafsch Mark, Nro. 27: In Altena gehen sie auf Ostermorgen nach einem Klausenbrunnen (Klusensprunge) und füllen sich Wasser, das soll dann besonders gut für die Augen sein. Wie dieser Quell zuerst aufgekommen ist, wird so erzählt: Hoch auf dem Berge hatte Sankt Einhard seine Klause. Der musste alles Wasser, was er nötig hatte, mit vieler Mühe unten aus der Liänne holen. Einmal fiel er mitten am Berge und zerbrach seine Krücken. Da bat der fromme Mann unsern Herrgott, er solle ihm doch diese Plage abnehmen. Da liess unser Herrgott sogleich den Quell aus dem Berge hervorgehen. Mit dem Osterbrauche vgl. auch die Quellensage von der Osterburg im I. Abschnitt.

Schöppner I, Nro. 459: Die Anhöhe bei Freising, auf welcher nachmals St. Stephanskloster sich erhob, war ein Lieblingsaufenthalt des heil. Corbinian und seiner Gefährten. Es gebrach aber dem Orte an Wasser, so dass man Mühe hatte, es von Weitem herbeizuschleppen. Da verrichtete der Gottesmann ein Gebet, ergriff seinen Stab und schlug auf den Felsen, worauf allsobald eine Quelle des reinsten Wassers

hervorquoll. Als der Heilige starb, versiegte die Quelle und kam erst 50 Jahre später, da Corbinians Leichnam nach Freising gebracht worden war, auf's Neue zum Vorschein.

Th. Rupp in Pfeiff. Germ. XI, S. 427 Anmerk.: Nach Hrotsvitha, *Passio sancti Gongolfi martyris* ed. Barack, Nürnberg 1859, S. 43 hat der heilige Gangolf eine versiegte Quelle durch Einstechen eines Stabes in die Erde von Neuem belebt und ihr Wunderkraft verliehen. Seine untreue Gemahlin Ganea, welche durch ein Gottesurteil ihre Unschuld darthun zu können glaubte, verbrannte Hand und Arm in dem kalten Quellwasser. — Bei Runge, der Quellenkultus in der Schweiz, S. 7 wird ein St. Gingolf erwähnt, der wie Moses die Quelle mit dem Stab aus der Erde schlug. Ihr Wasser heilt alle Krankheiten des Unterleibs. — Lynker erwähnt einen Gangolfsbrunnen im Hessischen, dessen Wasser ebenfalls als besonders heilsam betrachtet wurde.

Meier, D. Sagen etc. aus Schwaben, I, Nro. 322: In Geislingen wurde einst ein Mann verhaftet und zum Tode verurteilt, weil er einen Becher gestohlen haben sollte. Er wurde hinausgeführt, um an den Galgen, der an der Ulmer Strasse, eine halbe Stunde vor Geislingen, sich befand, gehängt zu werden, beteuerte aber nochmals seine Unschuld, bevor er starb und sprach: So gewiss ich unschuldig bin, so gewiss wird ein Quell aus diesem Felsen entspringen und nie versiegen, Darauf wurde er gehängt und kaum war er verschieden, so brach aus dem Felsen ein frischer Quell mit vortrefflichem Wasser hervor, das noch immer fliesst und niemals versiegt. Das ist das Galgenbrünnele.

Diese Sage erinnert an diejenige im ersten Abschnitte, wonach an dem Orte, wo Bonifazius den Märtyrertod starb, eine Quelle entsprang; dasselbe geschah an der Stelle, wo Kanut den Märtyrertod starb, s. o. S. 46. 53.

2. Sagen von Auffindung der Quelle.

Schöppner II, Nro. 908: Unweit Eresing ist eine kleine Kapelle, worin der hl. Ulrich, wie in der Pfarrkirche, verehrt wird. Bei dieser Klausen entspringt ein Brunnen, in dem sich die Leute andächtig waschen, besonders an den Augen, und wovon sie auch nicht zu trinken ermangeln, wenn sie bei dem hl. Ulrich, dem Patron der Diöcese Augsburg, in ihrem Anliegen Hilfe suchen. Dieses Wasser hat deswegen ein so grosses Zutrauen erlangt, weil der hl. Ulrich auf seinen Reisen hier ausgeruht und sich am Quell des Brunnens gelabt hat. Deshalb wurde auch diese Kapelle erbaut, damit sich die Leute stets an dieses Ereignis erinnern.

Schöppner I, Nr. 27: Der fromme Uto gieng über die Donau und diente Gott als Einsiedler an einer Quelle im Walde, die noch heute der Utosbrunnen heisst. Dort traf ihn Kaiser Karl der Grosse, der sich auf der Jagd in jene Gegend verirrt hatte, als er soeben von der Arbeit ausruhte und sein Beil an einem Sonnenstrahl in der Luft aufgehängt hatte. Staunend sah der Kaiser das Wunder und nahte sich dem hl. Einsiedler gar ehrerbietig. Da fiel ihm dieser zu Füssen mit der Bitte, an dem Orte ein Gotteshaus zu errichten. Also erbaute Karl Kirche und Kloster zu Metten und ernannte Uto zum ersten Vorsteher daselbst im Jahre des Heils 801, wie Hund berichtet.

Das Aufhängen des Beiles an einem Sonnenstrahl spricht für den Tagesgott; vgl. auch o. Elig u. Jesus (nach Wolf).

Th. Rupp in Pfeiff. Germ. XI, S. 427 Anm.: Bei Neudenau im Grossherzogtum Baden, nahe an der württembergischen Grenze, steht eine alte Kapelle, dem hl. Gangolf geweiht, zu welcher am Pfingstmontag viele Menschen von nah und fern wallfahrten, um von dem Heiligen Gesundheit und andere Gaben zu erflehen. — Nach der erhaltenen Sage war Gangolf ein grosser Kriegsheld, der krank zu der Quelle gekommen und geheilt durch ihr Wasser die Kapelle erbaut haben soll.

Rupp erwähnt, dass man früher mit dem Wasser dieser Quelle kranke Pferde gewaschen habe und vermutet nach diesem Gebrauche, dass die Sage einst weniger von dem kranken Krieger, als von seinem kranken Pferde zu erzählen wusste. Vgl. den I. Abschn. unter 2.

Auch Birlinger, Volkst. a. Schw. I, 416 citirt aus dem Anz. f. Kunde d. d. Vorzeit eine Kapelle zum hl. Gangolf mit einem Bad und Brunnen bei Wolparshausen O.-A. Ravensburg als Wallfahrtsort. Vgl. die Quellenweckung durch den hl. Gangolf unter 1.

III. Der Hirsch und die Quelle.

1. Sagen vom Quellen weckenden Hirsch.

Der Zusammenhang der Quellensage mit Balder ist aus der Erzählung Saxos ersichtlich; ein solcher mit dem Hirsche Eikthyrnir darin angedeutet, dass von seinem Geweih Tau fällt. Dieser himmlischen Tauquelle entspricht die Quellenweckung auf Erden.

Schöppner III, Nro. 942: Bischof Disibod lebte im 6. Jahrh. in Irland. In einer Nacht sprach ein Engel zu ihm: Dort, über dem Meere sollst du wandern und den Heiden das Evangelium predigen; da, wo dein Stab in der Erde grünt und ein weisses Reh am Boden scharrt, dass Wasser hervorquillt, baue deine Hütte und weile. Nach Jahren folgten einst die frommen Sendboten dem Höhenzuge, der sich auf dem rechten Ufer der Nahe herabzieht und kamen endlich an einen Berg, an dessen Fusse zwei Flösschen sich vereinigen, die Nahe und der Glan. Da, wo gen Osten der Berg sich sanft abflachte, war ein Platz, den die Sonne freundlich beschien. Disibod und seine Genossen liessen sich hier nieder.

Als der Durst sie plagte, giengen Clemens, Gisbald und Salust hinab zu dem Flusse, dort ihre Kürbisflaschen zu füllen. Bei ihrer Rückkehr bot sich ihnen ein wunderbares Schauspiel dar. Der ehrwürdige Greis kniete betend inmitten des Rasenplatzes. Sein hoher Pilgerstab stand in der Erde und schlug aus in Aeste und Blättergrün, und ein schneeweisses Reh scharrte mit seinem zarten Hufe, dass alsbald ein Quell herabrieselte ins frische Gras, so rein wie Kristall. Und sie bauten sich Hütten daselbst und predigten das Evangelium dem nahe wohnenden Volke. Der hl. Disibod aber blieb in seiner Hütte am östlichen Abhange des Berges, wo sein Stab zum schattenreichen Baume geworden war und der Quell, welchen des Rehes Huf gegraben, lustig hervorsprudelte. Neben seiner Hütte grub er sich selbst sein Grab. Nachmals bettete man seine Gebeine unter dem Hochaltare der Kirche Disibodenberg.

Wie man sieht, hat die Legende statt des weissen Hirsches ein Reh, wahrscheinlich, weil es ein sanfteres Tier ist und weniger an das Heidentum erinnerte.

Schöppner I, Nr. 295 : Die Kapelle im Hasslocher Thal. Nicht weit von Wertheim am rechten Ufer des Maines liegt das Dorf Hassloch in einem reizenden Thale an der Mündung des Hasselbaches. Verfolgt man das Thal der Hassel aufwärts, so kommt man an eine verfallene Kapelle, die der Wertheimer Graf Johann mit dem Barte erbaut haben soll. Johann liebte das Jagdvergnügen so leidenschaftlich, dass er sogar den Tag des Herrn mit dem wilden Treiben des Waidwerkes entheiligte. Selbst am Osterfeste liess er nicht ab davon; da sprang ein weisser Hirsch vor ihm auf und lockte den verfolgenden Jägersmann immer weiter und tiefer in den dichten Wald. Es wurde Nacht; der Graf sank schier verschmachtend zur Erde. Da gedachte er sehnüchtig seiner lieben, frommen Hausfrau, die ihn oft so flehentlich gewarnt vor dem gottlosen Uebermass der Jagdlust. Und plötzlich, wie innige Reue in ihm erwachte, hörte er neben sich ein Brünnlein rauschen; und als er gelabt und gestärkt nun weiter schritt, schallte ein Glöcklein vor ihm, immer vor ihm her,

bis ihn der fromme Klang wieder auf seine Burg heimführte. Zum Dank für die wunderbare Errettung baute der Graf an der Stätte, wo ihm die Quelle geflossen, diese kleine Kapelle.

Bei Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden, lautet dieselbe Sage, Nr. 396, so: Ein Graf von Wertheim sah dort auf der Jagd einen weissen Hirsch, auf den er schnell anlegte, der aber in demselben Augenblicke vor seinen Augen verschwand. Von einer Quelle sagt Baader nichts.

In der Nähe von Klosterheilsbrunn (vgl. S. 50) liegt ein Dorf Hirschbrunn und der Hirschbrünner Wald.

Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, Nr. 122: Der Hirschhornbrunnen. Vor langer, langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Stadtteil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Gestrüpp und Holz dicht bewachsen und menschenleer. Einige Hirten und Jäger sammelten sich jedoch nach und nach um eine Quelle mit schönem, reinem Wasser und es entstand ein Dorf. Eines Tages aber geschah das Unglück, dass die Quelle versiegte. Weit und breit war sie die einzige gewesen, und die armen Leute standen nun hilf- und ratlos da. Die Not war gross. Da gieng ein Jäger bei Nachtzeit in den Wald, um da, er wusste nicht wie, Abhilfe zu schaffen. Nach langem Suchen sah er ganz nahe auf einmal einen weissen Hirsch mit goldenem Geweih. Schon legte er an, als ihm ein Mitleid mit dem schönen Tiere kommt und er die Büchse absetzt und nach Hause geht. Am andern Morgen fand man das goldene Geweih bei der Quelle, den Hirsch aber hat Niemand wieder gesehen. Jetzt konnte man den stattlichsten Brunnen bauen, der bis auf den heutigen Tag der Hirschhorn- oder Hornbrunnen heisst und das schönste Wasser in ganz Friedrichsberg giebt, das vor Zeiten heilkräftig war.

Mit dieser Sage stimmt eine von Harrys, Volkssagen etc. Niedersachsens berichtete überein, II, Nro. 10: Wo jetzt der Hirschlerteich ist, ein bedeutender Teich bei der Grube Karoline auf dem Burgstätter Zuge bei Clausthal, da ist in frühern Zeiten ein Thal gewesen. Aber ein Hirsch hat da einmal

lange Zeit seinen Wechsel gehabt. Nun ist einmal die Quelle ganz versiegt; da bleibt der Hirsch nicht weg, sondern er scharrt mit dem Fusse in der Quelle. Da schiesst auf einmal die Quelle wieder so stark hervor, dass es wohl drei Räder Wassers gewesen sind. Und seit der Zeit ist da ein Teich entstanden, der hat von dem Hirsch seinen Namen erhalten und bis jetzt noch versiegt die Quelle nimmer.

Gymnas. progr. von Neisse 1845, Kastner, Sagen Schlesiens, S. 14:

An dem Abhange der Brünnelheide steht ein hölzernes Kirchlein, darunter, fast daranstossend, deckt ein hölzernes Häuschen den Ursprung einer Quelle, von welcher der Berg den Namen hat. Die Quelle, welche durch das herrlichste, klarste Wasser erfrischt und erquickt, und selbst 1842 bei der grossen Trockenheit des Sommers nicht versiegte, gilt für wunderthätig. Ueber ihre Entdeckung erzählt das Volk nachstehende Sage: Vor mehreren Jahrhunderten jagte einmal ein Waidmann in dieser Gegend des Gebirges einen Hirsch und schoss ihn, dass derselbe aus einer tiefen Wunde schweisste. Das edle Tier schlug an der Stelle, wo jetzt der Brunnen zur Labung der Menschen quillt, mit seinem Hufe die Erde; augenblicks quoll Wasser hervor. Das Tier schlürfte davon und liess die Flüssigkeit in die klaffende Wunde träufeln. Diese schloss sich und das Edewild sprang geheilt über den Abhang des Berges pfeilschnell davon. Der Jäger, der dieses Wunder gesehen, kam später in weite Entfernung ins mährische Flachland und wurde dort schwer krank. Alle Heilmittel, welche er anwendete, waren fruchtlos. Da erinnerte er sich der Quelle auf dem Gebirge, die den Hirsch so wunderbar hergestellt hatte. Voll Vertrauen, dass sie eine geheime Kraft besitze, verlangte er flehentlich, man möge ihm einen Trunk aus ihr verschaffen. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt und er genas. So wurde diese schöne Quelle bekannt. — Nach einer anderen Erzählung war die Quelle schon da, als der verwundete Hirsch an die Stelle kam.

2. Sagen vom Quellen findenden Hirsch.

Lütolf, Sagen a. d. 5 Orten Luzern etc. Nro. 243: Entdeckung des kalten Bades in der Schwendi, Kant. Obwalden. Als ein Geisbub dort herum die Ziegen hütete, sah er zu wiederholten Malen einen hinkenden Hirsch an diese Quelle kommen und daraus trinken. Er machte zugleich die Wahrnehmung, dass dieser von Tag zu Tag weniger hinke und besser zu Fuss sei. Das erzählte der Hirte und man fand das Wasser als sehr heilbringend.

Zingerle, Sagen aus Tirol Nro. 287: Die Heilkräfte des Pragser Bades wurden auf eine seltsame Weise entdeckt. In jener waldigen Gegend, wo die Quelle fließt, hatten die Jäger dreimal einen Hirsch angeschossen, ohne ihn zu erlegen; das vierte Mal ward er getötet, als man ihn in eben jener Quelle badend belauschte. An dessen Leib gewahrte man deutlich die Narben der verheilten frühern drei Schusswunden. Das Wasser wurde darum Hirschbrunnen genannt und bewährte sich als besonders heilkräftig.

Zingerle a. a. O. Nro. 288: Vor ungefähr fünfhundert Jahren war die Gegend am Fallbache dichte Waldung, in der zahlreiches Wild lebte. Die Ritter liebten dort mit Jägern und Hunden zu jagen. Einmal wurde ein Hirsch verwundet. Er floh durch den Wald abwärts, von Jägern verfolgt. Da fanden sie ihn, nachdem sie lange gesucht, in einer Quelle sich baden. Dieses Wasser bei der sogen. Laimgrube ist nun die einst vielbesuchte Badquelle am Venusberge, Maximiliansbad. Sie ist durch den Hirschen erst entdeckt worden.

CHICAGO, ILL., MAY 1, 1914

TO THE EDITOR:

SIR:

I have the honor to acknowledge the receipt of your letter of April 28, 1914, in relation to the matter of the American Medical Association's policy regarding the use of the word "physician" in the title of the journal.

The Association has been very careful to maintain the highest standards of its publications, and it is the policy of the Association to use the word "physician" in the title of the journal only when it is used in the title of a paper or article.

I am, Sir, very respectfully,
Yours truly,
J. H. HARRIS, Secretary.

Very truly yours,
J. H. HARRIS, Secretary.

Vierter Mythenkreis.

Die Begleiterin.



I. Der Gott zu Pferde.

Die Ausführung dieses Abschnittes bestünde in einer Wiederholung früheren Stoffes. Es sei deshalb nur verwiesen auf den Merseburger Spruch S. 2 und 3, den Abschnitt über Sinthgunt S. 14—16 und das Ulmer Eligiusbild, S. 22.

II. Der Gott ohne Pferd.

Hieher könnte man den Eingang des folgenden Märchens (III, 1.) stellen, ehe Brüderchen verwandelt wird. Die in den Sprüchen S. 24 f. hinter Maria versteckte Göttin ist wohl eine andere, als die in den Stoffen des folgenden Abschnittes hervortretende, vgl. S. 26 am Schluss.

III. Der Hirsch.

Die Stufe der Tiersymbolik ist in diesem Mythenkreise so hervorragend ausgeprägt, dass mir dieser Stoff einer besonderen Zusammenstellung neben den vorhergegangenen Mythenkreisen wert erscheint.

1. Märchen.

Brüderchen und Schwesterchen.

Dieses Märchen findet sich bei Grimm Nro. 11, bei Panzer, baier. Sagen u. Br. II, Nr. 314. Wenn Grimm auch statt des Hirsches ein Reh nennt, so ersieht man doch aus den Anmerkungen, dass eine der zwei Erzählungen aus den Maingegenden, denen seine Darstellung folgt, vom Hirschlein berichtet; auch bei Panzer steht das Hirschlein an seiner Stelle. Die dem Märchen-Charakter entsprechenden Verkleinerungen: Brüderchen, Schwesterchen, Hirschlein deuten an, warum das kleinere Reh den grösseren Hirsch vertreten hat. Das Märchen ist in seinem ersten Teile kurz folgendes:

Brüderchen und Schwesterchen verlassen das Haus der bösen Stiefmutter. Im Walde irrend kommen sie zu mehreren (Grimm 3, Panzer 2) Brunnen, werden aber vor dem Trinken gewarnt. Brüderchen hat jedoch so grossen Durst, dass es endlich dennoch trinkt und wird in ein Hirschlein (Grimm: Rehlein) verwandelt. Da bindet ihm Schwesterchen ein rotes Bändchen (Grimm: sein goldenes Strumpfband) um den Hals und führt es an einem Binsenseil. Bei Panzer schliesst hier das Märchen: Schwesterchen führte das Hirschlein aus dem Wald, verdingt sich in ein Schloss und ernährt es dort. Nach Grimm gehts tiefer in den Wald, wo ein kleines, leeres Haus steht, darin sie nun wohnen.

Einmal hielt der König eine grosse Jagd in dem Wald. Da kann es Brüderchen nicht mehr länger im Häuslein aushalten. Schweren Herzens lässt es Schwesterchen hinauspringen und sagt: kommst du wieder, so klopfe und sprich: „Mein Schwesterlein, lass mich herein!“ — sonst werde ich nicht aufmachen. Abends kommt das Rehlein wohlbehalten wieder. Dasselbe wiederholt sich am nächsten Tage; aber ein Jäger hatte es ein wenig am Fuss verwundet, so dass es hinken musste und langsam fortlief. Da merkte der Jäger, wie es ins Häuschen hineinging. Das erschrockene Schwesterchen wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, dass du wieder heil wirst.“ Die Wunde war aber so gering, dass das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte und als es die Jagdlust wieder anheben hörte, sprach es: „Ich kann's nicht aushalten, ich muss dabei sein, sonst sterbe ich dir hier vor Betrübniß; wenn ich das Hifthorn höre, so mein ich, ich müsst aus den Schuhen springen!“ Der König aber hatte den Jägern befohlen: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber dass ihm Keiner etwas zu Leid thut!“ Wie die Sonne untergegangen war, liess sich der König vom Jäger das Waldhäuschen zeigen und fand das Mädchen; das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Er fragt es: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloss und meine liebe Frau werden?“ „Ach ja,“ ant-

wortete das Mädchen, „aber das Reh'chen muss auch mit, das verlass ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben so lange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen; da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und gieng mit ihm zum Waldhäuschen hinaus.

Soweit der erste Teil des Märchens. Märchen verwenden mit Vorliebe Tiersymbolik und Personifikation zugleich und führen so notwendig auf die Vermittelung beider Stufen, auf die Verwandlung. Wo eine solche in ächten, alten Märchen erzählt ist, verrät sie, dass es sich ursprünglich um einen Gott handelte. Die wichtigsten Züge des vorstehenden Märchens sind, dass das Brüderchen von einem Schwesterchen begleitet, in ein Hirschlein verwandelt, am Fuss verwundet und von Schwesterchen wieder geheilt wird; sie bilden die Brücke zwischen Balder und dem Hirsche. In Schwesterchen finde ich Sinthgunt wieder, indem ich ihre treue Begleitung, die Heilung Brüderchens und Besorgung seines Hauses und Lagers hervorhebe. Letztere Thätigkeit erinnert an die Nibelungenverse von Sindolt und Hunolt und stützt die daran geknüpfte Vermutung über Sinthgunt. Grimm fragt Myth. S. 587 [667]: „vielleicht war sie ein Morgen- oder Abendstern?“ Sie braucht aber nicht auf eine besondere Naturerscheinung gedeutet zu werden, sondern entspricht der einfachen Voraussetzung, dass der Tag (und die Sonne) eine Begleiterin und Hausbesorgerin notwendig brauche; dabei kann sie, wie das Genssenfräulein, an bestimmten Eigenschaften des Tages und der Sonne Teil haben. Das rote Band, an welches sie das Hirschlein bindet, das Blut, das sie ihm abwascht, mag auf die Morgen- und Abendröte gedeutet werden.

Zu der Uebereinstimmung zwischen Brüderchen—Schwesterchen und Balder—Sinthgunt kommt noch eine solche zwischen dem Hirschlein und dem Tag. Nach des Königs Befehl wird das Hirschlein den ganzen Tag bis in die Nacht gejagt. Seine abendliche Heimkehr von der Jagdlust ins Häuschen

stimmt mit der Redensart vom Tage überein, Grimm, Myth. S. 626 [711]: Ms. 2, 192: der tac sin wunne verlât.

2. Sagen.

An das Märchen schliessen sich zwei Klassen von Sagen an, deren erste das Verhältniss des Hirsches und seiner Genossin behandelt, während die zweite hervorhebt, wie ihr der Hirsch den Geliebten zuführt.

Hirsch und Genossin.

Mit der Deutung Schwesterchens auf Sinthgunt verknüpft sich diejenige des Genssenfräuleins S. 33—35, denn beide haben in ihrem Verhalten zum Rehlein oder Gensböcklein unverkennbare Aehnlichkeit, wenn auch in Tirol die ursprüngliche Göttin in die Reihe der jungfräulichen Berggeister eingetreten ist, die die Alpentiere beschützen.

Pröhle, Unterharzische Sagen Nro. 92: Auf dem Probstberge unweit Michaelstein ging ein Hirsch mit goldenem Halsband, hinterliess aber keine Spur; der Hirsch war weiss, eine Jungfer von Michaelstein gehörte dazu. Auch am Klostergrunde bei Michaelstein ging ein weisser Hirsch.

Kuhn, Westph. Sagen Nr. 371: Einer der Grafen von Winzenburg hatte eine Tochter, der ein kleines Lämmchen auf jedem ihrer Tritte nachfolgte; einst hatte sie sich nun auf der Jagd im Walde verirrt und war durch langes Umherirren vor Durst fast verschmachtet. Da scharrte plötzlich das Lämmchen einen Stein auf und unter demselben sprang ein mächtiger Quell hervor, womit die Gräfin ihren Durst löschte und dann glücklich den Weg wieder heim fand. Sie liess über der Quelle eine Kapelle bauen. Von dem Lämmchen hat aber der Bach den Namen die Lamme und das Kloster den Namen Lammspringe erhalten.

Eigentlich wird wohl umgekehrt wegen des Bachnamens das Lamm den Hirsch vertreten.

Lütolf, Sagen d. 5 Orte Luzern etc. Nro. 242: Das Salwidenbad im Entlebuch, zwischen Sörenberg und Scheibengütsch hat folgenden Ursprung: Von seiner bösen Stiefmutter hatte ein Mädchen viel zu leiden und ward einmal sogar wund geschlagen. Das Kind entlief und gelangte zu einer Quelle, die kräftig und klar aus dem Boden sprudelte. Es trank und wusch seine Wunde. Plötzlich fühlte das Kind sich geheilt. Dessen war es herzlich froh, aber dachte und beschloss gleich bei sich, der Stiefmutter, die seit langem an einem Wundschaden litt, sage es nichts von diesem Heilbrunnen. Als aber das schadenfrohe Mädchen wieder eine Wunde erhielt und an den Ort der Quelle gieng, konnte es den Heilborn nicht mehr finden. Eine Frist verstrich. Da jagte ein Jäger in selber Gegend. Eben hatte er ein schönes Tier angeschossen. Dasselbe lief mit letzter Kraftanstrengung einer Quelle zu, badete sich und war genesen. Der Jäger sah es und so war jener durch das neidische Mädchen verlorne Wunderbrunnen wieder gefunden. Er ist im Salwidenbad.

Der Zusammenhang zwischen dem Mädchen, dem angeschossenen Tier (Hirsch?) und dem Jäger ist hier vergessen.

Kuhn, Märk. Sagen Nr. 7: In Tangermünde sind einmal sehr reiche Leute Namens Lorenz gewesen; die haben ein einziges Kind gehabt, ein Mädchen. Einmal an einem schönen Frühlingstag ist die Kleine allein in den Wald hinausgegangen, um Kräuter zu suchen. Aber sie konnte aus dem grossen Walde nicht mehr herausfinden und wie sie dachte, hier verschmachten zu müssen, fing sie bitterlich zu weinen an. Aber nicht lange, so kam ein grosser Hirsch mit gewaltigem Geweih, nahm sie auf seinen Rücken und führte sie unversehrt nach der Stadt. Dort ist er bis an sein Lebensende gepflegt worden und danach hat man sein Geweih in der Nicolaikirche aufgehängt und auf demselben das Bild der Jungfer Lorenz, aus Holz geschnitzt, angebracht. So hieng es lange Jahre. Seit 1831 jedoch ist es nach der Stephanskirche gebracht worden. Vgl. Wolf Beitr. I, S. 182 und Rochholz, Schw. s. a. d. Aargau zu Nr. 413a.

Grässe, Sächs. Sagensch. Nro. 385: Im Johannisspital zu Leipzig giebt die Jungfrau Maria den Armen aus einem Becher zu trinken und reitet auf einem laubbekränzten Rehe hinweg in den Wald von Connewitz. Nach Rochh. Schw. a. d. Aarg. zu Nro. 413a.

Rochholz, a. a. O.: Das Schlossfräulein Adelheid von Randenberg führte in jeder Nacht aus ihrer Burg ein Hirsch mit leuchtendem Geweih drei Stunden weit nach Schaffhausen zur Kirche in solcher Morgenfrühe, dass die Turmwächter oft noch schliefen, wenn sie Einlass begehrte oder Schutz vor den nacheilenden Räubern suchte. Dann öffneten ihr aber die hl. Engel das Thürlein, das seither das Engelbrechtsthor genannt wird. Jedesmal vor Tagesanbruch gieng sie dann mit ihrem „Laternenhirschen“ wieder in das Gebirge zurück und die Hemmenthaler Bauern zeigen einem noch Weg und Steg, auf dem das Fräulein ihren frommen Gang gemacht hat.

Einen gleichen Wegweiser hatte auch Gräfin Ida von Toggenburg, so lange sie, von ihrem Gemahl verstossen, aus ihrer Waldwohnung nach dem Kloster Fischingen zu wandern pflegte.

In der obigen Sage wird deutlich ersichtlich, wie der Tageshirsch mit dem leuchtenden Geweih zum Laternenhirsch geworden nun nach letzterer Vorstellung bei Nacht leuchten muss. Die Morgenfrühe deutet aber doch auf den Tagesanbruch.

A. a. O. I, Nro. 169: Die Schlüsseljungfrau von Schloss Tegerfelden. Ein Tegerfelder Familienvater war in dem benachbarten Waldshut zu Markt gewesen und kehrte nun des Abends nach Hause. Ueber das Ried kam er dem Flüsschen Surbe nach durch die Schwabenwiese her. Da stieg auf einmal zwischen den Salweiden ein weisses Wölklein empor. Die Jungfrau, von Kopf bis zu den Füßen in wallenden Gewändern, stand ihm gegenüber. Am Gürtel hieng ihr der Schlüsselbund, daneben steckte ein Strauss von Weidenröschen, die bis in die Stiele hinein wie mit einem roten Hauche überzogen waren. Sie nahm aus dem Fürtuche ein silbernes Schwegel-

pfeifchen hervor, setzte es an und begann eine so schöne Weise zu spielen, dass der Mann herzlich weinen musste. Aber auch die Walddtiere wurden davon bewegt. Drüben am Ufer fieng es an zu plätschern, ein Hirsch stieg in die strudelnde Surb, blies die Wellen mächtig auseinander und kam herangerudert. Kein Härchen an ihm war nass, als sich der schneeweisse Edelhirsch zu Füßen der Jungfrau niederlegte. Sie streute ihm die Weidenröschen vor und er ass sie mit Lust; dann nahm sie eine doldenreiche Hopfenranke vom Busche herab, legte sie ihm ums Geweih und knotete sie wieder im Rücken als Zaum zusammen, hierauf brach sie sich einen Baldrianstengel und setzte sich mit dieser Gerte dem ruhenden Tiere auf den Rücken. Als bald erhob sich der Zelter und lief leichten Schrittes mit ihr den Berg hinauf. Oben giengs nun im Kreise auf allen Trümmern und Kanten rings ums Schloss herum. Neunzehnmahl ritt sie so nach einander um die Zinken, dann kam sie in gestrecktem Laufe die jähren Flügen herunter zum Bache, der Hirsch legte sich und die kühne Reiterin stieg ab. Sie entzäumte ihn, zerknitterte Zügel und Gerte in kleine Stückchen und warf sie in die Surb; dann gab sie dem Tiere mit der Hand einen sanften Schlag, und als ob es sich hoch beehrt fühlte, war's mit einem fröhlichen Satz im Dickicht verschwunden. — —

Der Hirsch führt seiner Genossin den Geliebten zu.

Alpenburg, Mythen u. S. Tirols VII, 1, S. 94 f.:

Nahe am Fusse des Sonnenwendjoch liegt das Oertchen Mehrn. Einst ritt ein junger Ritter aus dem Schlösschen Mehrnstein über Mehrn zur Jagd und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fusse des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Diese sehen und sich in sie verlieben, war eins; und auch ihr gefiel der junge Rittersmann. Die Fai, die an Liebreiz einer „Saligen“ glich, gebot dem Ritter, von der Verfolgung

des Wildes für immer abzustehen, wenn er wünsche, dass sie ihm Gunst schenken solle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu schauen gab, wunderklar rieselnde Quellen, friedlich weidende Tiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle von Krystallsäulen getragen, mit Decken und Wänden von spiegelndem Marmor. Der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer Gunst. Oft ritt er nun scheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte seine Umgebung, denn er war doch sonst ein guter Schütze und gewandter Jäger. Auch fiel es auf, dass der Mehrnsteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich *mied und unvermählt bleiben zu wollen schien. Da geschah es, dass der Burgherr auf Schloss Rattenberg ein Vermählungsfest feierte, zu dem er auch seinen Freund, den Mehrnsteiner, einlud, welcher Einladung dieser nicht wohl absagen konnte. Dort bestrickte ein schönes Fräulein aus Innsbruck den Ritter und schmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab.

Von Reue über seine Treulosigkeit ergriffen eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fusse des Sonnenwendjoches, da sah er, wie vor ihm her ein weisses Reh sprang, und die alte Jagdlust erwachte in ihm; er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand sich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verschloss. Erschrocken stand da der Ritter, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich stand die Fai trauernd vor ihm. Sie hielt das Ringlein in ihrer Hand, warf ihm seine Untreue vor und schwand weg. Darauf ist der Ritter sehr traurig geworden, aus seiner Heimat hinweggezogen und ist niemals wieder heimgekehrt.

In dieser Sage überwiegen die Elemente der Feensage; doch erinnert das verfolgte weisse Reh und das Anklopfen an die Thüre der Fai deutlich an das Rehlein im Märchen.

Schreiber, Sag. 1, 60; danach Rochholz, Schws. a. d. Aargau Nro. 413a: Ein jagender Ritter wird durch einen

Hirschen bis zur Burgruine verlockt, aus welcher das gespenstische Fräulein von Windeck mit einem Becher Weines tritt, den sie ihm zu trinken giebt, worauf sie verschwindet. Er trinkt sich Liebe nach ihr ins Herz. Lange nachher erscheint sie wieder und tötet ihn durch einen Kuss.

Menzel, Odin 290: danach Roch. a. a. O.: Am Lurlenberge bei Wesel wohnt eine liebe Göttin Lora. Armen reicht sie Geschenke, Getreue führt sie in ihre unterirdischen Blumen- und Fruchtgärten, aber sie bricht plötzlich in Gestalt eines Hirschen aus der Erde hervor und Flammen schlagen ihr nach aus dem Boden, wenn eines der Ihrigen treubruchig wird. Der Graf von Klettenberg wird ihr Gemahl, denn er allein ist im Stande, ihr Schloss auf dem obern Rand der Burgmauer zu umreiten.

Pröhle, Oberharzs. S. 229: Hermtrud, die Verlobte Eilgers, eines edlen sächsischen Jünglings, der in den Kampf gezogen war, ward im Walde der Lora in Hermanns Armen gefunden. Dort weckte Lora sie auf durch einen Hirsch, der das Dickicht rauschend durchbrach und Hermtrud floh und betrat ohne Besinnung Loras heiligen Hain. Da erbehte der Berg und die Erde spie Flammen aus, welche die Unglückliche verzehrten.

Der Hirsch war ursprünglich wohl nicht die verwandelte Lora selbst, sondern deren Genosse; die Aehnlichkeit mit der Tiroler Sage ist noch deutlich ersichtlich.

Wolf, Niederl. S. Nro. 66 nach der Cronike van Vlaenderen: Idonea, die Tochter des Königs Lothar von Frankreich, wurde entführt. Unterwegs aber bekamen die Entführer Streit, während dessen Idonea ihren Wagen fortfahren liess. Lyderik hatte gerade zu der Zeit im Walde gejagt und einen Hirsch gefangen; da traf Idonea zu ihm. Er nahm sie zur Gemahlin und zeugte 15 Knaben und 3 Töchter mit ihr. Später jagte ihr Vater, König Lothar, einen grossen Hirsch, den er bis zu Lyderiks Schloss verfolgte. Dort erkannte er seine Tochter und Enkel und belehnte Lyderik mit Land und Städten.

Die nähere Beziehung von Idonea zu dem Hirsche ist hier verdunkelt, aber aus dem Umstande zu erschliessen, dass der Hirsch nicht bloss den Gemahl, sondern auch den Vater zu ihr führt.

Schönhuth, D. Burgen, Kl. u. K. Württembgs. I, S. 160 bis 162: Wo jetzt Gmünd steht, war einst Wald und darinnen eine kleine Wohnung des Jäger Ekkards. Dessen Sohn liebte die Tochter des herzoglichen Kanzlers, wurde aber bei seiner Werbung abgewiesen. Auf einer Jagd hatte die Herzogin ihren Ehering verloren. Als nun der Jüngling einen prachtvollen Hirsch schoss, fand er an der Spitze des Geweihs den verlorenen Ring. Zum Dank hiefür brachte es die Herzogin dahin, dass der Kanzler seine Tochter dem Jünglinge gab. Die Sage ist auf dem Turm der Johanneskirche, die auf der Stelle gebaut ist, wo der Hirsch getötet wurde, eingehauen.

Auch hier führt der Hirsch in den Besitz der Braut. Die Vermittlung der Herzogin scheint nicht ursprünglich zur Sage zu gehören und der Ring der Brautring gewesen zu sein.

Simrock, Bertha die Spinnerin: In der Geschichte der Frankenkönigin, wie sie Adenes erzählt, wird Pipin auf der Jagd von einem Hirsche verlockt und dem Waldaufenthalt seiner Gemahlin Bertha zugeführt.

Simrock, Volkslieder Nro. 261:

Hubertus auf der Jagd,
Der schoss einen Hirsch und Haas,
Er traf ein Mädchen an
Und das war achtzehn Jahr.

Uhland, Volkslieder 1, Nro. 32:

Dort nieden in jenem Grunde
Schwemmt sich ein Hirschlein fein,
Was führt es in seinem Munde?
Von Gold ein Ringelein.

Einen ähnlichen Gedanken führt Uhland in dem Gedichte „Das Reh“ aus.

Wolf, Zeitschr. f. d. Myth. I: Pröhle, Gebr. a. d. Harz-
gegenden: Zu Johanni wird zum Tanz gesungen:

Jagt mir mal das Hirschlein aus der Waide!
Du, du bist meines Herzens Freude!
Reicht mir mal die spanische Pistole!
Mein Schatz wird mich bald wieder holen.
Ei so komm doch her, mein Kind.
Weil ich dich jetzt wieder find;
Denn du bist der Liebste mein,
Sollst auch immer bei mir sein.
Treue, Treue liebe mich,
Aber nur beständig nicht.

Haupt, Zeitschr. f. d. A. VI, S. 59—62: Ein alt Lied
vom Ritter Radibolt u. s. w., mitgeteilt von Karajan, 17 Verse.
Davon die ersten 10:

Es lebt ein Ritter in Friesenland,
Herr Radibolt von Egenmont,
Auf Erd war kaum seins gleichen
An Stamm und Tugend königlich,
Keim Ritter dorft er weichen.

Eh dass der Vater kam ins Grab,
Dem Sohn ein reiche Frauen gab,
Dem Ritter wars nit eben;
Das Weib kränkt ihn bis an den Tod,
Sie war untreu darneben.

Er zog vor Unmut aus sein Land,
Kriegt stark wider das böhmisch Land,
Manch Abenteuer triebe,
Bis dass eins edlen Ritters Kind
Mit ihm fiel in gross Liebe.

Die Mutter zu der Tochter spricht:
Trau du dem fremden Ritter nicht,
Deim Vatter wollts nit gefallen;
Bist du im ganzen Norgauer Land
Die schönste Magd vor allen.

Mit ihr durch manchen Wald er reitt,
In Lieb vertrieben sie ihr Zeit,
Er jagt nach wilden Tieren ;
Sein liebste Frauen inniglich
Thät er im Wald verlieren.

Drei Monat ers nit finden mag,
Des führten sie beid grosse Klag,
Sein Herz litt grosse Quale ;
Sie dacht an ihren schwangern Leib,
Mit ihm weint Berg und Thale.

Sein Hündlein jagten auf ein Spor,
Drauf erst ein Hirsch hergangen war,
Der Hirsch lief schnell zum Felse,
Da er so lang ernähret hat
Die wunderschöne Else.

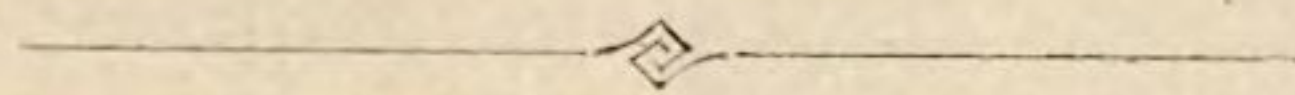
Der Ritter eilt dem Hündlein nach,
Im Fels sein liebste Frau er sach,
Züchtiglich sie umfienge ;
Desselben Tags drei Knäblein schön
Von ihr er da empfienge.

Auf Erd kein Mensch aussprechen mag,
Wie gross Freud ward auf Ungemach
Im Wald nach längs und zwerge.
Sein Ritter kamen, schreien all :
Dann heisst der Elsenberge.

Kein Hund den Hirschen mehr anficht,
Der Hirsch vom Knäblein nimmer wich,
Sie dankten Gott gar feine,
Und fingen drauf zu bauen an
Das feste Schloss Hirschsteine.

Fünfter Mythenkreis.

Brantwerbung.



I. Der Gott zu Pferde.

Die Märchen vom Rosse und den drei Rüstungen.

Dieselben sind sehr zahlreich. Sie enthalten, jedoch selten vollständig, drei Episoden: von den Riesen, vom Turnier auf dem Glasberg und von der Schlacht. Beim Turnier oder in der Schlacht wird der Held, in welchem ich den Tagesgott sehe, durch eine Waffe am Beine verwundet. Dies erinnert an Achilles. Gehören die Märchen somit einem uralten, auf deutschem Boden aber vollkommen selbständig ausgeprägten Mythos an, so erscheint die Bein-Verrenkung, wie sie im ersten Mythenkreise dargestellt ist, als eigentümlich abgezweigte Neubildung.

Wolf, Deutsche Hausmärchen, Das treue Füllchen, S. 269—285.

Hans verdingte sich bei einem Schäfer als Hirte; der sagte ihm: Du kannst überall hintreiben, nur nicht auf die Riesenweide. Aber Hans trieb gerade dahin. Da kam ein Riese, den schlug Hans mit drei Fingern hinters Ohr; da fiel er hin, so lang, wie er gewachsen war. Am folgenden Morgen fuhr Hans abermals der Riesenweide zu. Da kam ein Riese, den schlug Hans mit vier Fingern hinter die Ohren, dass er tot war. Wer nun wüsste, was da jenseits der Berge für ein Land liegt, dachte Hans. Er sprach zum Schäfer: ich bin des Schäferns müde und gehe in das Riesenland.

Da musste er einen hohen, hohen Berg erklettern; dahinter lag ein tiefes, tiefes Thal, darin stand ein herrliches Schloss. Er stieg hinab und gieng ins Schloss. Da war eine Pracht und Herrlichkeit, ein Zimmer schöner als das andere und im letzten hiengen lauter Riesenröcke. Im Stalle standen drei wunderschöne Pferde; ein Schimmel, ein Rappe und ein Brauner. Der Schimmel rief ihm: Hans, Hans! saddle mich und reite auf den gläsernen Berg, aber lass dich droben nicht

festhalten, es wird dein Glück sein. Er sattelte den Schimmel und ritt hinaus, da hinkte der Schimmel und schnappte, dass es zum Erbarmen war. Hinterm Schloss vor dem gläsernen Berg lag ein Dorf, da liefen sie ihm nach und lachten ihn aus wegen des Pferdes. Als er an den gläsernen Berg kam, da schüttelte sich der Schimmel dreimal. Augenblicklich hörte sein Hinken auf und Hans hatte eine goldene Rüstung an, einen goldenen Helm auf dem Haupte und an seiner Seite hing ein mächtiges Schlachtschwert. Da erhob sich der Schimmel und sprengte in mächtigen Sätzen den gläsernen Berg hinan. Droben lief er mit Hans auf einen grossen Platz, wo allerlei Waffenspiel gehalten wurde und waren da wohl tausend Ritter versammelt. Er besiegte alle Gegner. Als der König ihn aber bewillkommen wollte, wandte er plötzlich seinen Schimmel und weg war er. Als er drunten ankam, war es Nacht.

Am andern Morgen kam Hans in den Stall; da rief ihm der Braune, wie Tags zuvor der Schimmel. Dasselbe Abenteuer auf dem gläsernen Berge. Am dritten Morgen ebenso mit dem Rappen. Aber diesmal wollte der König Hans fangen lassen; da setzte er über das Thor hinweg; der König, der mit blossem Schwerte am Thor stand, schlug nach ihm, um ihn wenigstens zu zeichnen; Hans hatte aber eine so harte Haut, dass die Spitze des Schwertes drinn stecken blieb und abbrach.

Am folgenden Tag schickte der König vom gläsernen Berge nach allen Seiten Boten aus, welche verkündigen mussten: Der Ritter, in dessen Bein des Königs Schwertspitze steckt, soll die Prinzessin zur Gemahlin bekommen. Hans hatte die Wunde lange nicht beachtet; endlich aber eiterte dieselbe und wurde so schlimm, dass er nicht mehr gehen konnte und einen Arzt holen lassen musste. Dieser erkannte des Königs Schwertspitze und eilte zum König, der sogleich zu Hans fuhr. Alsbald wurde die Hochzeit gefeiert.

Nach einem Jahre gebahr ihm die Prinzessin einen Sohn und der Schimmel warf ein Füllen. Aber als beide ein Jahr

alt waren, brach ein Krieg aus und Hans blieb sieben Jahre aus. Als der Knabe drei Jahre alt war, ritt er schon auf seinem Füllen und beide hatten einander so lieb, dass sie stets beisammen waren, vom Morgen bis zum Abend.

Hans hatte in seiner Stadt einen Hofjuden wohnen, der es dahin brachte, dass die Prinzessin mit ihm hielt; es war überhaupt nicht manch gutes Haar an ihr. Das dauerte über sechs Jahre. Da kam Botschaft, dass Hans bald zurückkehre, da er all seine Feinde geschlagen habe. Da sprach der Jude zur Prinzessin: Du musst den Buben töten, wenn er nicht plaudern soll; er gab ihr auch Gift, es ihm zu geben. Aber der Knabe war zuvor zu seinem Füllen gegangen, das war traurig gewesen und hatte ihn gewarnt. Da gab er der Katze ein wenig von dem Trank, die flog zur Decke und zerplatzte. Da gab der Jude der Prinzessin Stoff zu einem Kittelchen, den sie zu 99 Schneidern tragen sollte. Die Königin that so und gegen Mittag war das Kittelchen fertig. Aber der Knabe war wieder vom Füllen gewarnt. Als er den Haushund in das Kittelchen steckte, drehte er sich 100mal im Kreis herum und war tot.

Am folgenden Tage kam Hans heim. Der Jude hatte geraten, die Prinzessin solle sich ins Bett legen und totkrank stellen. Hans war untröstlich. Die Frau sagte ihm, das einzige Mittel, sie zu retten, sei, dass er die Zunge des Söhnleins in Milch kochen lasse. Da wollte Hans dem Füllen die Zunge abschneiden lassen. Das hatte dem Knaben geraten: Bitte deinen Vater, er möge dich vorher dreimal herumreiten lassen und halte dich fest im Sattel. Hans war damit zufrieden; aber beim dritten Male erhob es sich plötzlich von der Erde und stob durch die Luft fort, immer höher und immer weiter, bis es ganz verschwand. Das Weib aber wurde ohne Zunge gesund.

Also flog der Knabe über drei Königreiche weg, erst im 4. liess das Pferdchen sich nieder. Da sprach es: Nun geh ins Schloss und nimm Dienst an. Was du siehst, kannst du dreimal schöner, als jeder andere. Wenn du aber in Not

bist oder etwas wünschest, dann rassel nur mit diesem Kettchen und ich bin bei dir. Da flog es durch die Luft davon.

Der Knabe wurde Pferdeputzer im Schloss, wohl 6 Jahre. Eines Samstags gieng er in den Hofgarten, wo der Gärtner eben Sträusse für die Königstochter band. Da pflückte er auch einen Strauss, dass ihn der Gärtner sofort zum Gärtnerburschen ernennen liess. Die Blumen blühten fortan schöner und reicher und die Bäume trugen Frucht, dass die Aeste fast brachen. Jeden Samstag, wenn niemand mehr im Garten war, rasselte der Jüngling mit seinem Kettchen, schwang sich auf sein Pferdchen, das schüttelte sich, und sogleich strahlte und funkelte er von Gold und Silber. So ritt er im Garten umher und das war seine Freude. Das sah die Königstochter und entbrannte in Liebe zu ihm so heftig, dass sie krank wurde. Der Jüngling brachte ihr jeden Tag zwei Sträusse, sie zu erfreuen. Dann bot sie ihm jedesmal die Hand und schaute ihn so freundlich an, dass auch er ihr sein Herz öffnete. Da gieng die Prinzessin zu ihrem Vater und bat ihn, er möge sie dem Gärtnerburschen anvermählen. Der König erzürnte sehr und sprach: Ich gewähre dir zur Strafe deine Bitte und gebe euch als Wohnung das Hinkelhaus. Da wurde die Hochzeit im Stillen gehalten und sie zog mit ihrem Gemahl in das Hinkelhaus. Da arbeitete sie von Morgens früh bis Abends spät.

Plötzlich brach ein Krieg aus. Da musste der Gärtnerbursche auch mitziehen. Um sich lustig über ihn zu machen, gab ihm der König ein hinkendes Pferd, ein hölzernes Schwert und eine Flinte ohne Hahn. So ritt er aus und der ganze Hof verhöhnte ihn. Er that, als höre ers nicht. Vor dem Thore blieb er hinter dem Heere zurück und ritt dann abseits in einen Wald. Dort wechselte er das Pferd mit dem seinigen; das schüttelte sich, da glänzte er von Gold und Silber und an seiner Seite hieng ein Schwert, vor dem alles floh und sank. Das Heer war bereits auf der Flucht, als er ankam. Als sie ihn sahen, wie er auf die Feinde einsprengte, wandten sie wieder um und der König siegte. Der König eilte auf

den Gärtnerburschen zu, den er nicht erkannte und als er sah, dass er am Bein verwundet war und das Blut herunterlief, verband er selber ihm die Wunde mit seinem Tuche, worin die Königskrone gestickt war. Kaum war das geschehen, so sprengte der Gärtnerbursch fort und in den Wald, wo er sein Pferd und sein Aeusseres wieder wechselte.

Seine Frau fand seine Wunde und des Königs Tuch. Sie eilte zum Vater. Unterdessen ging er in den Garten, rasselte mit dem Kettchen, schwang sich auf sein Pferdchen und ritt auf den Schlosshof. Da warf er dem König vor, dass er seine eigene Tochter so schlecht behandelte, hob seine Frau zu sich auf's Pferd und fort gings durch die Luft.

Auf einer freien Waldwiese, hart an einem Berge, liess sich das Pferdchen nieder und sprach: schwenke dein Schwert gegen den Berg und schlag mir den Kopf herunter. So leid es ihm that, so folgte er doch. Der Berg sprang krachend von einander und vor ihnen lag ein Königsschloss, der Wald wurde zum Garten. Da kamen Diener und Leute und begrüßten sie als König und Königin.

Der hinkende Schimmel erinnert an den ersten Mythenkreis. Schon dadurch wird der Reiter als der Tagesgott gekennzeichnet. Der gläserne Berg, auf welchem er reitet, ist der Tageshimmel. Der Tagesgott entfaltet hier seine siegende Macht. Der Aufgang und Abstieg vom gläsernen Berge liegt jenseits menschlicher Grenzen im Riesenland. Die erschlagenen Riesen sind wohl keine andern, als die von Grimm Myth. S. 624 [710] erwähnten Tagarôd und Apantrôd. Wer die vom Tagesgott erworbene Gemahlin und wer der Hofjude sei, wird sich im III. Abschnitt zeigen. Ihr Knabe, welcher getötet werden soll, ist eine Verjüngung des Tagesgottes selbst. Auch er reitet ein hinkendes Pferd und seine Erlebnisse sind ziemlich dieselben, wie die seines Vaters. Seine Flucht auf dem Füllen erinnert deutlich an den zweiten Mythenkreis. Als Gärtnerbursche reitet er im Garten und die Blumen blühen schöner unter seiner Pflege; denn erst im goldenen Sonnen-

schein und hellen Tageslicht erschliessen sie sich ganz und entfalten ihre volle Farbenpracht.

An die Episode von den Riesen und vom Turnier schliessen sich an Zingerle, Kinder- und Hausmärchen II, S. 96—102 Der Ziegenhirt; S. 326—338 Der Schmiedlerner, welcher grosse Verwandtschaft mit Siegfried zeigt; S. 356—385 Die drei Soldaten. An die Episode vom Turnier allein reihen sich bei Zingerle S. 395—403 Der Aschentagger und bei Pröhle, Kinder- und Volksmärchen Nr. 30: Die Männchen und die Bauernsöhne.

Als besonders merkwürdig folge hier noch aus

Simrock, Deutsche Märchen Nro. 24: Des Teufels Schürenbrand.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der nicht gut thun wollte. Da verdingte er ihn an den Teufel; der nahm ihn in die Hölle; da musste er zwei ungeheure Kessel heizen. Er durfte aber die Kessel nicht aufdecken, denn es waren Seelen darin. Das that er doch einmal und als es der Teufel merkte, bekam er einen andern Dienst: im Stall standen zwei Pferde, ein schwarzes und ein weisses; dem schwarzen müsse er Heu und Hafer geben; dem weissen aber Disteln und Dornen. Darauf liess sich der Teufel lange Zeit nicht mehr sehen. Karl that, wie ihm befohlen; manchmal gab er dem Schimmel doch, weil ihm das schöne Tier leid that, einen Ranft von seinem Brot. Da begann der Schimmel eines Tags zu sprechen und sagte: gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Disteln und Dornen, ich will dir auch sagen, wann es Zeit ist. Karl folgte dem Rate und der Schimmel ward bald so schön, dass er meinte, er hätte nie ein edler Pferd gesehen.

Als die Zeit gekommen war, sagte es der Schimmel und sprach: geh jetzt in das erste Zimmer rechts, da steht ein Brunnen, darein tauche den Kopf. Das that er und kam mit goldenen Haaren zurück. Dann musste er in des Teufels Schlafzimmer Bürste, Spiegel und Wasserflasche holen; auch drei Nüsse in der Schublade und den Mantelsack unter dem Tische. Damit bestieg er den Schimmel und trabte lustig

zum Höllenthor hinaus. Da setzte der Teufel auf dem schwarzen Ross ihm nach. Der Schimmel sagte: Wirf die Bürste hinter dich! Karl that es: da gab es einen Wald, so dicht, dass der Teufel erst Arbeiter holen musste, die eine Strasse durchhieben. Als sie danach der Teufel fast wieder einholte, musste er den Spiegel hinter sich werfen; der gab einen breiten See und der Teufel musste wieder Arbeiter holen, die ihm eine Brücke legten. Donnernd ritt er darüber und war ihnen bald wieder auf den Fersen. Da warf Karl die Flasche hinter sich, die gab einen himmelhohen Glasberg. Da musste der Teufel seinem Rappen erst scharfe Hufeisen auflegen lassen, dass er hinüberreiten konnte. Da waren die Flüchtigen schon beim Grenzgraben seines Reichs. Schon streckte er die Klauen nach dem Reiter, als ihn der Schimmel mit einem mächtigen Satz über den Scheidegraben in Sicherheit brachte. Grinsend und knirschend musste der Teufel in die Hölle zurück.

Karl kam zu einer Hauptstadt. Da sprach der Schimmel: Binde mich in dieser hohlen Weide fest und such im Schloss Dienste; den geringsten lass dir gut genug sein. Hier im Mantelsack findest du eine Flöte, die mag dir die Weile kürzen. Verbirg aber deine goldenen Haare wohl und halte dir täglich eine Stunde frei, mir Futter zu bringen. Karl wurde nun Schweinehirt im Schlosse, hütete am Tage seine Heerde und fütterte seinen Schimmel alle Morgen. Abends setzte er sich vor das Schloss und spielte auf seiner Flöte. Das hörte die Königstochter gerne: Da ging sie auch manchmal am Tag hinaus, ihn spielen zu hören. Einmal fand sie ihn schlafend: da hieng eine goldene Locke aus seiner Mütze hervor, er erwachte aber, als sie näher kam und versteckte sie schnell. Nach einiger Zeit wurde Karl Gärtner. Nun sah er die Königstochter täglich, wenn sie im Garten spazieren gieng. Seine Blumen blühten höher und schöner und kein Andrer durfte ihr einen Strauss pflücken. Eines Tags sagte sein Schimmel zu ihm: Du bist nun Gärtnerbursch; du musst aber auch Gärtner werden. Sattle und spreng mich, wenn der König mit seiner Tochter auf der Jagd ist, durch den Garten

über die Beete. Das that Karl und setzte mit seinem Schimmel lustig über die Blumen, bis Alles zertreten ward, was der alte Gärtner in seiner Pflege hatte. Als dieser es sah, verklagte er ihn beim König; der befahl, ihn mit Hunden aus dem Hof zu hetzen. Aber die Königstochter sagte: lasst uns erst hingehen und sehen, ob es auch wahr ist. Wie sie aber in den Garten kamen, zeigte sich keine Spur von Zerstörung mehr: Alles grünte und blühte schöner als je zuvor und alles war frisch begossen bis auf die Beete des Gärtnerburschen, denen dieser eben auch Wasser zutrug. Da gab der König dem Gärtner den Abschied und dem fleissigen Burschen die Stelle.

Nun überzog ein benachbarter Fürst das Reich mit Krieg. Der König ward hart bedrängt. Da sagte der Schimmel zu Karl: eben fleht der König Gott um Hilfe an; bitte die Königstochter um Erlaubnis, die Schlacht mit anzusehen. Dann öffne die erste Nuss: darin findest du ein rotes Kleid. Das zieh an und besteige mich. Du wirst die Schlacht gewinnen, denn hier in dem Mantelsack ist ein unüberwindliches Schwert. Nach der Schlacht wird der König dir danken wollen; du aber gieb mir die Sporen und entschwinde ihm. So geschah alles. Er erschien dem König wie ein Engel vom Himmel. Nachher aber brachte er als Gärtner der Königstochter die Botschaft, die Schlacht sei gewonnen, und gieng in den Garten an seine Arbeit.

Am andern Morgen erneuerte der Feind die Schlacht. Diesmal sprengte Karl mit einem weissen Kleid daher. Wohin sein Schwert reichte, da flogen die Köpfe herab wie die Schneeflocken. Diesmal hatte der König befohlen, den Retter nicht entwischen zu lassen. Da drängten sie sich um ihn; er aber gab seinem Schimmel die Sporen, setzte über ihre Häupter hinweg und entschwand im Walde, wo er den Schimmel in der hohlen Weide verbarg. Er brachte als Gärtner der Königstochter die Nachricht, dass die Schlacht gewonnen sei. Diesmal konnte er sich ihren Liebkosungen nicht ganz

entziehen, er erwiderte sie aber nicht, sondern gieng an seine Arbeit.

Zum drittenmal erneuerten am Morgen die Feinde die Schlacht; aber diesmal wurden sie unter Anführung Karls, der im blauen Kleide dem König zu Hilfe kam, völlig geschlagen und ihr Lager mit Sturm genommen. Der König wollte seinen Retter nicht entkommen lassen und umstellte ihn mit einer so breiten Schar von Gewappneten, dass der Schimmel seinem Reiter zuflüsterte, er vermöge nicht hinüberzuspringen. Dennoch gab Karl ihm die Sporen; aber der Satz missglückte und Karl stürzte, von einer Lanzenspitze am Bein verwundet, zu Boden. Sogleich verband ihm der König die Wunde mit seinem goldgestickten Taschentuche, dankte ihm für seine Rettung und lud ihn auf sein Schloss, wo seine Tochter ihn pflegen und heilen solle. Das nahm er zwar an, wusste sich aber auf dem Heimritt hinwegzustehlen, verbarg seinen Schimmel in der hohlen Weide, zog das blaue Kleid aus und brachte der Königstochter als Gärtner die Botschaft von dem Siege. Eben wollte sie ihn umarmen, als er von dem Blutverlust erschöpft vor ihren Füßen in Ohnmacht sank. Sie liess ihn zu Bette tragen und untersuchte seine Wunde, wobei sie das seidene Taschentuch fand, das sie selbst ihrem Vater mit Gold gestickt hatte. Da verband sie ihm die Wunde, die nicht gefährlich war, mit ihrem eigenen Tuche und gieng zu ihrem Vater, zeigte ihm das blutige Taschentuch und sagte, es sei der Gärtner und Niemand anders, der ihn dreimal gerettet und die Schlacht gewonnen habe. Als der König an sein Bette kam, war es leer. Karl war zu seinem Schimmel gegangen, ihm Futter zu bringen. Da riet ihm dieser: Zieh das blaue Kleid wieder an, umgürte dich mit dem Schwert, saddle mich und reite vor das Schloss. Hier angekommen, sprach der Schimmel: Jetzt hau mir mit dem Schwerte den Kopf ab. Das wollte er nicht thun; aber der Schimmel drohte ihm mit seinem Zorn, wenn er nicht gehorche. Da entschloss er sich dazu mit schwerem Herzen. Kaum war es geschehen, stand ein schöner Königssohn vor ihm, der

nahm ihn in den Arm, dankte ihm für seine Erlösung und führte ihn in das Schloss seines Vaters, denn er war der verlorene Sohn des Königs. Der junge Königssohn heiratete die Tochter des besiegten Fürsten, der ihm das Land abtrat; Karl aber erhielt die junge Königstochter und nach dem Tode des Königs erbte er das Reich.

Die Flucht vor dem Teufel erinnert an die Flucht des Knaben im vorhergehenden Märchen. Besonders merkwürdig ist die Herkunft des Pferdes beschrieben. Es stammt aus der Unterwelt, denn der Tag steigt Morgens nach alter Anschauung aus der Unterwelt empor. Das goldene Haar ist nicht ohne Bedeutung. Ueber das Flötenspiel wird der II. und III. Abschnitt Näheres ergeben.

Das Abhauen des Kopfes, welches das Pferd fordert, kommt auch in der Longinussage vor, *Leg. aurea* ed. Graesse Cap. XLVII: *Cum ergo praeses insaniret et oculos amisisset, dixit ei Longinus: scito, quia sanari non poteris, nisi quando me occideris; quam cito enim a te mortuus fuero, sanitatem tibi impetrabo. Et statim eum decollari jussit; post hoc abiit ad corpus ejus et prostratus cum lacrimis poenitentiam egit; et continuo visum et sanitatem recepit.* Die Longinussage hat auch sonst, wie Bugge ausführlich erörtert, Züge mit dem Baldermythus gemein. Bugge hält die christliche Legende für die Quelle, den heidnischen Mythos für Entlehnung. In dem obigen Zuge, welcher der Legende und den Märchen je eigentümlich zugehört, wird aber von keiner Entlehnung oder Beeinflussung die Rede sein können. Von dieser Seite also bekommen Bugges Aufstellungen einen bedeutenden Stoss.

II. Der Gott als Spielmann.

Märchen.

Das Musicieren des Freiers, welches im letzten Märchen mehr nebenbei erwähnt wird, tritt in diesem Abschnitt in den

Vordergrund; statt des Flötenspiels wird Harfen- und Glockenspiel erwähnt. Das Pferd fehlt.

Simrock, Deutsche Märchen, Nro. 14, Der eiserne Johann. Vgl. Wolf, Deutsche Märchen und Sagen Nro. 18: Die Eisenkerle und Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Nro. 11: Die Riesen und das Stippfeuerzeug. Doch fehlen hier manche charakteristische Züge, besonders die Harfen.

Einem alten Gedienten träumte, wenn er seinen Abschied nähme, könnte er sein Glück machen. Er nahm seinen Abschied, bekam einen alten Tornister, aber keinen Heller Geld auf die Reise. Als er den ersten Tag müde gelaufen war, kam er am Abend in einen grossen Wald. Da gedachte er auf einem Baum zu übernachten; als er aber hinaufstieg, sah er in der Ferne ein kleines Licht, stieg wieder hinab und gieng darauf zu, bis er an ein kleines Häuschen kam. Getrost klopft er an: da macht ihm ein altes Weib auf und bietet ihm freundlich guten Abend und sagt, wenn er wolle, könne er sein Glück machen. Ei, denkt er bei sich, wird dein Traum so bald wahr? Da bringt ihm das alte Weib Essen und Trinken. Danach nimmt sie einen Korb und ein langes Seil und sagt, nun sollt er mit ihr gehen und thun, was sie ihm sage. Sie giengen also aus dem Häuschen in den Wald bis vor einen alten, verfallenen Brunnen. Da sagte sie, er solle sich in den Korb setzen, sie wollt ihn an dem Seil hinunterlassen. Sie beschrieb ihm auch Alles, was er unten zu thun hätte. Zuerst käme er in einen Garten, da sollte er hindurch gehen, bis er vor das Schloss käme. Vor dem Schloss stünde ein eiserner Mann Schildwacht, vor dem sollte er sich aber gar nicht scheuen, der thät ihm nichts. Er sollte also in das Schloss gehen und gradaus in einen Saal: da würde ein Wachsstock auf dem Tische stehen. Den sollte er nehmen und gleich wieder zurückkommen. Der Soldat that alles, wie sie ihn geheissen hatte. Er trat in den Saal; die Thüren der Nebensäle standen auch offen. Er gieng in den ersten: der lag ganz voller Silber. Wie er seinen Tornister voll hat, sieht er auch in den andern Saal, der lag ganz voller Gold. Da

geht er zurück, schüttet das Silber wieder aus und füllt sich den Tornister mit Gold. Als er nun in den dritten Saal sieht, liegt der ganz voll Perlen und Edelgestein. Da geht er zurück, schüttet das Gold wieder aus und füllt sich den Tornister mit Perlen und Edelsteinen. Indem er nun durch die drei Nebensäle zurückgeht in den Hauptsaal, sieht er in jedem Nebensaal eine Harfe hängen. Die gefielen ihm sehr wohl. Jetzt fiel ihm erst ein, den Wachsstock mitzunehmen. Er kam wieder durch den Garten an den Brunnenschacht, wo der Korb herabhieng. Er setzte sich hinein und schüttelte an dem Seile: da zog ihn die Alte so hoch hinauf, dass sie den Wachsstock aus seiner Hand nehmen konnte. Da liess sie das Seil los und wollte ihn hinunterstürzen. Er kletterte aber mit Händen und Füßen aus dem Brunnenschacht. Da lief er der Alten nach, nahm ihr den Wachsstock und prügelte sie butterweich, dass sie kein Glied mehr rühren konnte. Den Wachsstock steckte er in seinen Tornister und gieng fröhlich davon. Am Abend kam er in die Hauptstadt des Landes. Da gieng er in das vornehmste Wirtshaus, dem königlichen Schloss gerade gegenüber. Als der Wirt sah, dass er so zerissen aussah mit dem Tornister auf dem Rücken, sagte er: Hier logieren keine gemeine Soldaten. Da holte er eine Hand voll Gold aus dem Tornister und der Wirt fragte ganz höflich, welche Nummer er haben wollte. Der Soldat sagte, er wolle ein schönes Zimmer mit der Aussicht nach dem königlichen Schloss. Nun logierte er da einige Zeit und liess sich schöne Kleider machen und lebte flott, wie ein Kavalier. Sein Schatz gieng aber endlich doch zur Neige. Da sass er eines Abends noch spät auf seinem Zimmer; die Königstochter lag ihm im Sinne, die er aus seinem Fenster gesehen hatte. Da ihm sein Licht ausgebrannt war, fiel ihm der Wachsstock im Tornister ein. Wie er nun den anzündet, steht der eiserne Mann vor ihm und fragt: Was befehlen Euer Majestät? was Euer Majestät befehlen, das muss ich thun. So holt mir die Harfe, die im Schloss im ersten Nebensaal hängt. Im Augenblick hatte er die Harfe. Der Mann hiess der eiserne Johann und sagte:

so lange das Licht brennte, wäre er bei ihm und so wie es aus wäre, wieder vor dem Schloss. Nun bliess er das Licht aus und legte sich schlafen. Am andern Morgen nahm er die Harfe, setzte sich an das offene Fenster und fing an zu spielen und Alles, was er dachte, das spielte die Harfe. Das hörte die Königstochter und hätte ihm die Harfe gern abgekauft, denn ihr Klang war wie das reinste Silber. Sie schickte auch gleich hinüber und liess fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, zu verkaufen wäre sie nicht; wenn ihn aber die Königstochter zu besuchen käme, wollte er sie ihr schenken. Die Königstochter schickte eines ihrer Kammermädchen. Er hatte aber mit dem Wirt abgesprochen, wenn die Königstochter selber käme, sollte er ihr mit zwei Lichtern heraufleuchten; der Kammerjungfer nur mit einem. Nun kam das Kammermädchen am Abend zu ihm und blieb bis zum andern Morgen: da gab der Soldat ihr die Harfe mit. Die Königstochter fragte das Mädchen, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O ganz wohl, sagte sie, sie habe ganz ungestört neben ihm liegen dürfen.

Vor Tische zündete der Soldat seine Kerze wieder an; sogleich stand der eiserne Johann vor ihm und fragte: Was befehlen Euer Majestät? Da gebot er ihm, die Harfe aus dem andern Nebensaal herbeizuholen. Sogleich hatte er sie, setzte sich ans Fenster und fieng an zu spielen: Da lautete diese noch schöner, als die erste, ihr Klang war wie das reinste Gold. Nun hörte das die Königstochter, und schickte wieder hin zu fragen, was er für die Harfe begehrte. Da liess er sagen, er verkaufe sie nicht; wenn aber die Königstochter ihn zu besuchen käme, wollte er sie ihr schenken. Die Königstochter schickte aber wieder eine ihrer Kammermädchen. Am Abend leuchtete ihr der Wirt mit Einem Licht herauf; am Morgen bekam sie die Harfe und brachte sie der Königstochter. Die fragte, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O, sagte sie, ganz wohl, sie habe ungestört schlafen können.

Am Morgen zündete der Soldat den Wachsstock wieder an: der eiserne Johann erschien sogleich und musste nun die

dritte Harfe holen. Als er die hatte und am Fenster seines Herzens Gedanken darauf spielte, klang sie noch zehnmal schöner, als die andern; die Töne waren wie Perlen und Diamanten. Die Königstochter war ganz ausser sich vor Entzücken. Sogleich liess sie fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort: verkaufen wollte er sie nicht, sie solle sie aber geschenkt haben, wenn sie ihn zu besuchen käme. Da dachte die Königstochter, ihre Kammermädchen hätten ungestört geschlafen, so könne sie nun selbst kommen. Am Abend leuchtete ihr der Wirt mit zwei Wachskerzen hinauf und am andern Morgen, als sie von ihm gieng, gab er ihr die Harfe zum Geschenk. Sie hatte aber die Nacht nicht ungestört geschlafen und klagte es ihrem Vater. Der König war sehr aufgebracht und liess sogleich den Soldaten rufen; der liess ihm sagen, der König möchte sich selbst zu ihm bemühen. Da hatte er den Tag über Frieden; in der Nacht aber, als er schlief, stiegen des Königs Trabanten zum Fenster hinein, banden ihm Hände und Füsse und warfen ihn ins Zuchthaus. Da versprach er der Schildwacht zwei Louisdors, wenn er zu seinem Wirt gienge und das Stümpfchen Wachslight holte, das auf seiner Stube gestanden hätte. Das geschah. Er zündete das Licht an und sogleich stand der eiserne Johann da. Der musste das Zuchthaus und das ganze königliche Schloss zusammenbrechen; dem König und seiner Tochter aber durfte er nichts zu Leide thun. Da ging der Soldat ruhig in sein Wirtshaus und bezog die alte Stube. Der König sah, dass er nichts ausrichten könnte, liess ihm sagen, er sollte kommen, er wollte ihm seine Tochter und das halbe Königreich geben. Er aber liess zurücksagen, der König solle kommen. Da kam der König und brachte ihm seine Tochter und bot ihm das ganze Königreich, wenn er sogleich mit ihr Hochzeit machte. Da wurde die Hochzeit gehalten. Der eiserne Johann musste das Schloss mit dem Garten und das ganze versunkene Königreich unter der Erde wieder heraufbringen. Danach bat der eiserne Johann, dass er mit ihm gienge vor das Thor des Schlosses. Dort hob er vor der Schwelle einen schweren Stein

aus der Erde: darunter lag ein Schwert. Mit dem Schwert, sagte der eiserne Johann, müsse er ihm den Kopf abhauen, so würde er erlöst. Der neue König meinte, das könnte er doch nicht thun, nachdem er ihm so treu gedient hätte. Aber der eiserne Johann sagte, das müsse er thun, damit er ein Kind der ewigen Seligkeit würde, ihm aber das ganze Königreich zufiele. Da that er ihm seinen Willen und ward König über beide Länder.

Heinrich Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Nro. 2: Die Prinzessin von Portugal und der Prinz von England.

Ein Prinz von England hielt um die Prinzessin von Portugal an. Die aber sagt: nein, er wäre ihr noch um ein Pfund zu leicht und um ein Pfund zu jung. Diese Antwort erzählt er seinem Vater und spricht zu dem: er solle ihm drei Glocken giessen lassen, eine von Glockenspeise, eine von Silber und eine von Gold. Das geschieht und der Sohn zieht damit nach Portugal; die Prinzessin aber erkennt ihn nicht wieder.

Den ersten Tag läutet er mit der Glocke von gewöhnlichem Metall. Daran findet die Prinzessin sehr starkes Vergnügen. Sie geht hin und fragt den Mann, ob er sie verkaufe. Der sagt: für einen Kuss könne sie die Glocke bekommen, anders nicht. Die Prinzessin sagt endlich ja, schickt aber in der Dämmerung ihre Kammerzofe. Doch erkennt der Prinz von England, dass das nicht die Prinzessin von Portugal ist, und küsst die Kammerzofe nicht.

Den andern Tag läutet er mit der silbernen Glocke; es ereignet sich dasselbe, wie das erstemal.

Am dritten Tag läutet er mit der goldenen Glocke und nimmt sich vor, sich den Kuss von der Prinzessin vorher geben zu lassen, ehe sie die goldene Glocke erhielte, damit sie ihn nicht wieder betrügen könne. Wie er beginnt, die goldene Glocke zu läuten, wird der Prinzessin ums Herz, sie weiss nicht, wie. Diesmal kam sie zögernd und fragte schüchtern, was die goldene Glocke koste. Er stellt seine Bedingung, dass er vorher den Kuss wolle. Da wird die Prinzessin blut-

rot im Gesicht und verspricht, auf den Abend in der Dämmerung zu ihm zu kommen, und ihm den Kuss zu geben. Diesmal kam sie wirklich selbst, küsste ihn und erhielt die goldene Glocke dafür zum Geschenk. Als sie aber gehen wollte, küsste sie den Glockenspieler noch einmal, kehrte auch täglich um dieselbe Stunde zu ihm zurück, denn sie liebte ihn nun von Herzen. Einmal sagte er ihr: in Portugal könnten sie einander doch niemals ganz angehören, sie möge mit ihm nach England entfliehen, dort wolle er sie heiraten und von der Maurerprofession ernähren, die er gelernt habe. Die Prinzessin steckte ihr Taschengeld zu sich. Allein wie sie auf die hohe See kamen, warf der Königssohn mit dem Gelde zum Spass nach den Seejungfrauen, damit die Prinzessin von Portugal ihr Geld los würde.

Von hier an die Geschichte vieler Demütigungen der Prinzessin, bis sich endlich der Gemahl als Prinz von England zu erkennen giebt.

Der harfen- oder glockenspielende Freier, als Tagesgott aufgefasst, ist der deutsche Apollo. Niemand wird hier Entlehnung aus griechischen Quellen vermuten. Dann haben wir aber schöne Beispiele uralter und doch lebendig gebliebener Mythenwelt auf deutschem Boden. Vgl. Grimm, Myth. S. 621 ff. [707 f.] vom tönenden Tage. Es fand nicht bloss mythischer, sondern sogar sprachlicher Zusammenhang zwischen Licht und Tonstatt: got. *svigla*, Pfeifer, ahd. *suekala* Pfeife neben ags. *svegel*, Licht, Aether und alts. *suigli*, Licht.

Im ersteren Märchen ist bedeutsam, dass der gediente Soldat seine Schätze und seine Harfen aus dem unterirdischen Schlosse bekommt; das heisst: mit jedem der Unterwelt neu entsteigenden Morgen wird der Tag bezaubernder. Kann man sich ein schöneres Bild für die Frühlingstage denken? Der Eisenkerl findet seine Erklärung im Riesen Morgenrot, welcher eigentlich noch dem Reiche der Nacht angehört, aber dasteht, sobald der Tag sein Licht (Wachsstock, Stippfeuerzeug, Stahl und Schwamm) anzündet. Grimm Myth. S. 625 [710]: „War der Tag ein göttlicher Jüngling, so kann die Dämmerung des

Morgens und des Abends als riesenhafter Tagarôd und Apant-rôd erfasst worden sein“; Belege dazu ebenda und III. S. 222.

III. Der Gott und der Hirsch.

1. Märchen.

Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben, Nr. 54 : Der lustige Ferdinand. Ein Soldat, der immer lustig und guter Dinge war, obwohl er nur wenig zu beissen hatte, hiess bei seinen Kameraden nur der lustige Ferdinand. Als er eines Tags vor der Thüre des Königs die Wache hatte und sich alle die Kostbarkeiten betrachtete, schrieb er mit Kreide an die Thür: „Das Geld bezwingt die ganze Welt“. Der König stellte ihn darüber zur Rede: allein der lustige Ferdinand sagte: wenn ich nur Geld genug hätte, so wollte ich eure Tochter zur Frau kriegen und selbst noch ein König werden.“ Der König sprach: „Du sollst ein Jahr lang so viel Geld haben, als du verlangst; kannst du aber in dieser Zeit die Liebe meiner Tochter nicht gewinnen, so k o s t e t d i r s d e n K o p f. Der lustige Ferdinand erhielt den Schlüssel zur Schatzkammer, nahm so viel Geld, als er nur tragen konnte, fuhr spazieren, gieng auf Reisen u. dgl. Um die schöne Prinzessin aber kümmerte er sich gar nicht. Diese hatte der König auf eine kleine Insel in der Nähe des Schlosses bringen lassen und verboten, dass kein Mannsbild zu ihr gelassen würde. Da hatte sie Langeweile.

Nach einem halben Jahre vom König gemahnt, gieng der lustige Ferdinand zu einem Goldschmied, der war so geschickt, wie keiner in der ganzen Welt, und bestellte einen goldenen Hirsch so gross, wie ein rechter Hirsch, mit grossem zackigem Geweih; innen aber hohl, dass ein Mann sich darin verbergen könne. Das Gold dazu nahm er aus der Schatzkammer des Königs. Der Hirsch wurde so schön, dass man nichts Herrlicheres sehen konnte. Der lustige Ferdinand kroch

in den Hirsch und nahm seine Zither mit, die er zu spielen verstand. Der Goldschmied musste ihn vor den König bringen. Als nun im Bauch des Hirsches eine Zither anfieng zu spielen, waren König und Königin ganz entzückt und diese befahl, den Hirsch der Tochter auf die Insel zu schicken. Diese ist ebenfalls ganz entzückt; aber als sie schlief, da schlüpfte der lustige Ferdinand heraus und sah, wie die Prinzessin so wunderschön war, dass er seine Augen nicht von ihr wenden konnte und ihr einen Kuss gab, dass sie erwachte. Sie erschreckte; aber er bat sie, ihn nicht zu verraten und kroch wieder in den Bauch des Hirsches. Andern Tags kam er wieder heraus, da gefiel er ihr immer besser und sie versprachen sich, dass sie nicht von einander lassen wollten. So gieng es vier oder fünf Monate lang fort. Der König kam endlich und erfuhr alles. Da ärgerte er sich, konnte aber sein Wort nicht brechen. So hat der lustige Ferdinand, ehe das Jahr herum war, seine Wette gewonnen und ist noch König geworden.

In J. W. Wolfs Deutschen Hausmärchen findet sich S. 73—81 ein mit dem lustigen Ferdinand übereinstimmendes, welches doch so bezeichnende Züge hat, dass ich es hier ebenfalls anführen muss.

Ein König hatte seinen Soldaten bei Todesstrafe verboten, Namen oder Sprüche oder Reimchen auf die schönen, weissen Schilderhäuschen zu schreiben. Für einen Leibgardisten, welcher der grösste Mann im Lande war, musste ein eigenes Schilderhäuschen gebaut werden. Als dem auf der Wache die Zeit lang wurde, schrieb er aufs Schilderhäuschen: „Geld macht alles aus“. Da stellte der König den Soldaten scharf zur Rede, sprach aber: Diesmal lass ichs dir noch hingehen; und er musste von jetzt an im Schloss vor der Thür der Prinzessin auf Wache stehn. Da verliebte er sich bald sterblich in die Prinzessin. Sie war aber auch so schön, wie man nur ein Mädchen sehen konnte und dazu gar freundlich und gut, nicht hochfahrend oder stolz. Ach, dachte da der Soldat, wenn ich jetzt Geld hätte, dann käme ich mit

vielen Wagen und Bedienten und grossem Hofstaat und bäte den König um ihre Hand, statt dass ich nun die schöne Prinzessin kaum anblicken darf. Und er schrieb sein Sprüchlein mitten auf die Thür: Geld macht Alles aus.

Am folgenden Morgen, als es der König gesehen hatte, fragte er ihn, warum er sich das unterstanden habe. Der Soldat dachte: Sterben muss ich doch und gestand, dass er die Prinzessin liebe und ohne sie nicht leben könne, darum sei ihm der Tod willkommen. Wenn du meinst, dass Geld Alles ausmache, sprach der König, dann sollst du dessen haben, soviel dein Herz begehrt; hast du aber binnen Jahresfrist die Liebe der Prinzessin nicht gewonnen, dann lasse ich dir den Kopf abschlagen. Aber der König liess den Soldaten in einen Turm sperren und stellte zehn Mann Schildwache davor. Nun bekam der Soldat jeden Tag Tonnen voll Gold, aber die Freiheit fehlte ihm. Da fand er einen Ausweg. Er hatte einen Zwillingsbruder, der ihm ganz ähnlich sah; den liess er kommen, vertraute ihm die ganze Sache und versprach ihm fest und heilig, vor Jahresfrist wieder im Kerker zu sein. Da wechselten sie die Kleider und der Soldat gieng frei aus dem Turme. Als er aber nach der Königstochter frug, hiess es, sie sei auf Reisen, Niemand wisse, wohin, und sie komme vor Monatsfrist nicht zurück. Er beschloss, ihr nachzureisen.

Also kam er in eine grosse Stadt, wo er in einem vornehmen Wirtshaus einkehrte. Da dachte er Tag und Nacht nach, was er machen solle und er dachte so viel, dass er von lauter Denken ganz mager wurde. Der Wirt war ein gar freundlicher und guter, dabei auch ein grundgescheidter Mann; dem vertraute er endlich seine ganze Geschichte. Dir ist leicht zu helfen, sprach der Wirt; schaffe mir nur zwei Tönnlein Gold. Da war dem Soldaten leicht ums Herz; er schrieb seinem Bruder ins Gefängnis, dass er ihm sogleich die zwei Tönnlein Gold in das Wirtshaus sende. Die kamen schon in acht Tagen an.

Nun liess der Wirt durch zwei sehr geschickte Goldschmiede einen grossen, grossen Hirsch von Gold machen, der bekam Augen von dunkelm Glas, fein zum Horchen aufgerichtete Ohren und war innen hohl; auf dem Rücken war aber zwischen den dichten, goldenen Haaren eine Thüre so fein angebracht, dass man sie unmöglich sehen konnte. Dann musste auch ein Glockenmeister aus lauter kleinen und grossen silbernen Glöckchen ein Glockenspiel machen, welches so wunderbar schöne Lieder spielte, dass es das grösste Meisterstück war. Das wurde in dem Kopf des goldnen Hirsches angebracht und war ein Schnürchen daran; zog man einmal, so fieng das Werk an zu spielen, zweimal, so hörte es auf. Als der Hirsch fertig war, lief die ganze Stadt herbei, ihn zu sehen. Der Wirt steckte den Soldaten aber in den Hirsch hinein und schloss das Thürchen. Wenn nun der Wirt sagte: Goldhirsch, spiel dein Stücklein, so zog der Soldat einmal am Schnürchen; sagte der Wirt aber: Goldhirsch, es ist genug, dann zog er zweimal daran. So spielte der Hirsch, so oft der Wirt es befahl, und keiner konnte begreifen, wie das zugienge.

Der Soldat liess seinen Vater kommen, gab ihm die nötigen Weisungen und nachdem er dem guten Wirte noch von Herzen gedankt hatte, zogen sie ab geraden Weges zur Hauptstadt, wo die Prinzessin unterdessen wieder angekommen war. Dort war der Ruf von dem wunderbaren Goldhirsch schon weit verbreitet, und jeder wollte ihn sehen. Des Soldaten Vater aber sprach, es dürfe keiner den Goldhirsch sehen, bevor der König ihn gesehen habe, und er fuhr mit dem prächtigen Tier in den Schlosshof hinein. Dort nahm er die Decken ab, welche es verhüllten und da leuchtete der Hirsch so herrlich in der Sonne, dass man den Glanz kaum aushalten konnte. Der König kam mit seiner Tochter herbei und beide hatten nicht Worte genug, ihre Verwunderung auszusprechen. Als der Vater des Soldaten aber erst rief: „Goldhirsch spiel dein Stücklein“ und die schönen Lieder erklangen, da konnte sich die Königstochter vor Entzücken nicht länger

halten und rief: Vater, ich will den Hirsch haben, koste er was es wolle. Der König liess die Kaufsumme gleich bezahlen. Der Goldhirsch wurde ins Schloss getragen und zwar in das Schlafzimmer der Königstochter. Dort musste er den ganzen Abend spielen bis spät in die Nacht hinein und die Königstochter wurde gar nicht müde, zuzuhören.

Als alles im Schlosse zur Ruhe war und die Königstochter auch, da stieg der Soldat aus dem Hirsch. Die Königstochter lag so schön und holdselig da, dass er ihr einen Kuss gab. Sie schrack vom Schlafe auf; als sie den schönen, fremden Mann an ihrem Lager sah, stiess sie einen lauten Angstschrei aus und hüllte den Kopf in die Decke. Rasch sprang der Soldat in den Hirsch und schloss das Thürchen. Kaum war er drinn, als die Kammerfrauen und dann der König hereinstürzten und frugen, was der Prinzessin fehle. Da erzählte sie alles, man durchsuchte das Zimmer und das ganze Schloss, aber Niemand war zu finden. Sprach der König: sie habe gewiss geträumt und solle sich nur beruhigen. Da schlief sie bald wieder ein. Der Soldat kam aber wiederum und küsste sie; sie schrie noch lauter. Alles geschah wieder, wie zuvor. Der König aber war böse und verwies der Prinzessin ihr grundloses Geschrei. Sie beschloss nun, nicht mehr einzuschlafen und stellte sich nur, als ob sie schlief. Als aber der Soldat wieder aus dem Goldhirsch herauskam und sie küsste, stürzte er zu ihren Füßen und sprach ihr so viel von seiner Liebe, und wie er sein Leben um sie gewagt habe, dass die Prinzessin ihm hold wurde und versprach, ihn nicht zu verraten.

Seitdem lebte er herrlich und in Freuden in dem Zimmer der Königstochter bis zum Ende des festgesetzten Jahres. Da sprach er, jetzt müsse er in sein Gefängnis zurück und nahm Abschied. Als die Königstochter ihn um seinen Namen frug, sagte er: Ich heisse: Geld-macht-alles-aus.

Also gieng er in den Turm und erlöste seinen Bruder. Einstweilen genas die Königstochter eines schönen Knäbleins; dies hielt sie aber heimlich und es bekam den Namen Goldhirsch.

Als das Jahr abgelaufen war, liess der König den Soldaten kommen und sprach: jetzt musst du sterben, weil du die Liebe der Prinzessin nicht gewonnen hast. Ich möchte sie nur noch einmal sehen, sprach der Soldat. Als sie nun die Thüre der Prinzessin öffneten, stand sie da und trug ihr wunderschönes Kind auf dem Arm. Frug der König: Wem gehört das Kind? Antwortete sie: es ist mein Kind und dem Geld-macht-alles-aus seins. Da musste der König gute Miene zum bösen Spiel machen, denn er konnte sein Wort nicht brechen. So bekam der Soldat die Hand der Königstochter und nach dem Tode ihres Vaters auch das Königreich.

Dasselbe Märchen findet sich in kurzer Fassung auch bei Heinrich Pröhle, Kinder- und Volksmärchen, Nro. 65: Der Ziehhirsch. Eine Königstochter war in einen Stabshornisten verliebt und steckte diesem immer viel Geld zu. Der König fragt ihn, woher er das viele Geld erhalte. Das bekäme er von seiner Prinzessin. Nun schliesst der König seine Tochter ein und sagt: wenn er jetzt noch zu ihr gelangen könne, so solle er sie heiraten und König werden. Der Stabstrompeter liess sich nun einen Ziehhirsch auf Rollen machen, da legt er sich hinein und bläst alle die schönsten Stückchen, die der König gern hören mag. Der König bezahlt viel Geld für den Hirsch, um seine gefangene Tochter damit zu erfreuen. Er wird auf ihr Zimmer gezogen und bläst die schönsten Stücke. Als der König später den Stabshornisten im Zimmer der Prinzessin fand, gab er sie ihm zur Frau und machte ihn zum König.

Das Einschlüpfen der Freier in den goldenen Hirsch bedeutet im Mythos, dass der Gott ein goldenes Hirschgewand anlegt. Der Goldschmid wird in dem Abschnitt von der Oswaldsage näher beleuchtet werden. Der Zwillingsbruder des zweiten Märchens ist wichtig; seine Stellvertretung erinnert an die griechisch-sicilische Sage von der Bürgschaft. So wenig, als die Uebereinstimmung mit Apollo (S. 95.) wird auch dieser Zug aus Entlehnung erklärbar sein. Es liegt viel näher, an einen dem Sintram oder Sindolt entsprechenden Gott zu denken.

Dies führt auf Tacitus Germ. 43: Apud Naharvalos antiquae religionis lucus ostenditur — deos interpretatione romana Castorem Pollucemque memorant. Ea vis numini, nomen Alcis. Hier stimmt nicht nur das Zwillingsbrüderpaar, sondern auch der Name, (s. Georges, Lat. Lex.). Ich übersetze „Elch“, dessen Name alces schon zu Cäsars Zeit in die römische Sprache als Lehnwort aus dem Deutschen aufgenommen worden ist. Ahd. heisst er elaho (vergl. die Rune dieses Namens). Alces ist der frühere tiersymbolische Name des Licht- und Tagesgottes; später wurde der Elch zum Hirsch, der, auf den Tag bezogen, als weisser bezeichnet wird.

Es ist noch ein merkwürdiger Zug in den Märchen hervorzuheben: Die Soldaten sind zuerst arm. Auch der Tag war wegen seiner Armut sprichwörtlich, Haupts Zeitschr. f. d. A. XI, S. 472. Diese Vorstellung weist auf den winterlichen Tag. Nachher verfügen die Soldaten über des Königs Schatzkammer; das ist der im Frühling mit goldenem Sonnenschein ausgerüstete Tag. Vom armen Tagesgott handelt wohl auch folgender Zauberspruch, Württ. Viertelj.h. 1890, Nr. 202:

Es geschahe an einem Freitag, dass Gott der Herr wollt ausreiten.

Er reit't wohl über ein weites Feld,
Er hat weder Seckel noch Geld;
Er hat nichts, als seine fünf Wunden,
Behüt uns Gott vor Wölf und Hunden!
Er gab St. Peter den Schlüssel
Und beschliesst den Wölf und Hunden ihre Rüssel.

Zu den Märchen vom goldenen Hirsch gehört auch eines, das sich äusserlich an eine andere Märchengruppe, an diejenige von der Kaufmannstochter und dem Bären, angelehnt hat, aber seinem ganzen Inhalte nach hieher gehört:

Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen, Nro. 40, Die versteckte Königstochter.

Ein Kaufmann schickte seinen jungen Sohn, der zum Geschäft nichts taugte und den ganzen Tag immer nur geigen wollte, fort. Der nahm auf der Gasse einen Knaben mit, der

mit zwei Hölzchen immer geigte, und lehrte ihn auch geigen. Der Kaufmannssohn kaufte dann einem Bärenführer dessen Bären ab, der sollte tanzen; als er aber nicht tanzen wollte, schlug er ihn tot und liess sich selbst in die Haut nähen. Darauf kamen sie auch in die Residenz. Der Schüler geigte und der Kaufmannssohn tanzte als Bär so schön und künstlich, dass alle Leute herbeikamen und lachten, weil sie glaubten, es sei ein rechter Bär. Auch der König liess sie vor sich kommen und musste lachen über die lustige Gestalt des Bären. Er hatte aber eine sehr schöne Tochter, die wollte er Niemanden zum Weibe geben, damit er selbst sich immerfort an ihrer Schönheit erfreue. Er hatte sie in einen Berg versteckt, wo ausser ihm und einem treuen Diener keine Seele den Zugang wusste; und er hatte ausschreiben lassen, wer sich um seine Tochter bewerbe, müsse sie suchen und wer es dann unternähme und fände sie nicht, der verliere sein Leben. Dadurch hatte er gehofft alle Freier abzuschrecken; allein es hatten doch einige Königssöhne das Wagstück unternommen, alle aber hatten ihren Tod gefunden; jetzt kam lange keiner mehr und das war dem König recht. Nun, da er den drolligen Bären gesehen, dachte er bei sich: deine Tochter hat so wenig Freude im Berge, du musst ihr doch auch einmal ein Vergnügen gönnen! und er liess den Bären zu ihr bringen. Es führten aber dahin drei Thüren. Zu der ersten fand sich der Schlüssel unter einem Felsstein; vor der zweiten aber stand ein alter Jude mit einem langen Bart; der begleitende Diener zupfte ihn am Bart und es fiel daraus der Schlüssel zur Thüre. An der dritten Thüre hielt ein wilder Löwe Wache; der Diener zupfte ihn an den Mähnen und der Schlüssel fiel herunter; er öffnete und führte den Bären hinein. Die Königstochter sass eben in Gedanken, sang vor sich hin und spielte die Zither. Als der Bär die Musik hörte, fieng er sogleich an zu tanzen und die Königstochter musste über die Massen lachen und der Bär machte ihr soviel Spass, dass sie ihren Vater bitten liess, er möge ihn längere Zeit bei ihr lassen. Kaum war der Diener fort, so fieng auf einmal der

Bär an zu reden und sprach: „O schöne Königstochter, ich bin kein Bär, sondern ein Mensch, wie du und ein junger Kaufmannssohn; schnüre mir nur das Gesicht auf, so wirst du es sehen.“ Da pochte der Königstochter das Herz vor Freude, denn sie hatte ausser ihrem alten Vater und dem alten Diener lange keinen Menschen gesehen. Sie schnürte ihn schnell auf und sah den schönen Jungen und weil er ihr gefiel, so schnürte sie schnell wieder zu, noch ehe der Diener kam und sagte ihm, wie er sie von ihrem grausamen Vater erwerben könne; aber er wusste schon alles. Als der Diener zurückkam und die Erlaubnis brachte, dass der Bär noch länger da bleiben könne, sagte die Königstochter: „führe ihn nur gleich hinaus, ich bin sein schon satt.“ Kaum war der Bär draussen dem Geiger übergeben worden, so zogen beide in den Wald; der Kaufmannssohn legte das Bärenfell ab und zog schöne Kleider an, gieng am andern Morgen in die Stadt und meldete sich beim König, er wolle seine Tochter suchen. Der König lachte und sprach: „Wenn du ein Narr sein und dein Leben verlieren willst, meinetwegen.“ Es war aber die zwölfte Stunde Mittags bestimmt, bis zu der er sie finden sollte, sonst koste es sein Leben. Der Junge war lustig und guter Dinge, nahm eine Büchse und gieng auf die Jagd, um sich die Zeit zu vertreiben. Da sah er ein Wildschwein und wollte gleich schiessen. „Lass das gut sein“, sprach es, „ich will dir dafür einmal beistehen! nimm hier diese Borste und wenn du in Not bist, so drehe sie nur, und gleich bin ich da!“ Er setzte ab, nahm die Borste und gieng weiter. Auf gleiche Weise gieng es mit einem Adler und seiner Feder. Endlich traf er den Tod, der lag nahe an einem tiefen Abgrund und schlief. Als er ihn auch schiessen wollte, gab ihm dieser einen Knochen. Da fehlte an der Zeit nur eine halbe Stunde noch; da eilte er schnell zu dem Berg; er öffnete, wie er früher gesehen und kam zur Königstochter, die schon lange auf ihn gewartet hatte. Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu ihrem Vater und mahnte ihn an sein Versprechen. Aber der Alte sagte ganz zornig: „Noch nicht!

erst musst du ein Zimmer voll verschimmelten Brotes in einer Nacht aufessen, wenn du meine Tochter haben willst.“ Die Borste half; das Schwein mit einer Menge anderer Schweine löste die Aufgabe. Am andern Tag musste er ein Zimmer voll Erbsen in einer Nacht auflesen. Feder und Adler mit allen Vögeln halfen. Darauf der König in höchstem Zorne rief: „Nein, ich gebe sie dir noch nicht, nie und nimmermehr!“ Da ruft er mit dem Knochen den Tod herbei, der den alten König fortschleppte. Darauf hielt der Kaufmannssohn Hochzeit mit der Königstochter und wurde König. Er wollte den Geiger zum Minister machen, aber dem gefiel es nicht; er gab ihm viel Geld und der zog in ein anderes Land und wurde da ein reicher Mann.

Als lustiger Bär stimmt der Kaufmannssohn zum lustigen Ferdinand. Mit letzterem hat er auch das gemein, dass er sich bis nahe zum Termin gutes Muts die Zeit vertreibt. Der König will sich selbst an der Schönheit seiner Tochter erfreuen, ein Zug, welcher wie der angedrohte Verlust des Lebens der Freier, im folgenden Abschnitt wiederkehrt. Das verschimmelte Brot, das der Kaufmannssohn aufessen soll, kann auf den letzten Winterschnee, die Erbsen können auf die im April fallenden Graupeln gedeutet werden. Das Wildschwein erklärt sich wohl wie der Adler als der den Schnee und die Graupeln verzehrende Frühlingswind; das Schwein könnte den warmen, der Adler den stürmischen Wind andeuten. Der Tod endlich stellt sich hier in den Dienst des Gottes, dessen Tier anderwärts als Holzhirzi Todesbote ist.

2. Die Oswaltsage.

Sant Oswaldes Leben, nach einer Schaffhausener Handschrift vom Jahre 1472 herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1835. Eine jüngere Bearbeitung nach einer Wiener Handschrift, veröffentlicht von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. II, S. 92—130. Eine Berliner Prosa, veröffentlicht in Haupts Zeit-

schrift XIII, Neue Folge I, S. 466—491 und eine Stuttgarter Prosa, veröffentlicht von Edzardi in Pfeiff. Germ. XX, S. 190 — 206; XXI, S. 171—193. Eine Zusammenstellung weiterer Quellen und eine Untersuchung der Oswaltsage enthält: Die Oswaltlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie von Zingerle, Stuttg. 1856. Eine vergleichende Kritik der poetischen Quellen gab Bartsch in Pfeiff. Germ. V, S. 219 ff. unter dem Titel: Die deutschen Gedichte von S. Oswalt. Umfassender, auch über den Inhalt der Legende sich verbreitend, ist die Arbeit von Berger, Paul und Braune, Beitr. XI, S. 365—469.

Die Erzählung von Oswalts Brautwerbung und Brautfahrt ist zwar in Legendenform gebracht, aber so ziemlich in allen ihren Zügen ächt mythisch. Der Oswalt dieser Legende hat mit dem Kirchenheiligen Oswalt, dem geschichtlichen, englischen König und Märtyrer nur den Namen und die Eigenschaft als mildthätiger König gemeinsam; was sonst von ihm berichtet ist, ist durchaus selbständig deutsch; so nennt die Wiener Bearbeitung wie die mündliche Ueberlieferung nach Zingerle Oswalt einen deutschen König. Merkwürdigerweise ist in der deutschen Legende der Märtyrertod des geschichtlichen Oswalt nicht besonders hervorgehoben, obwohl dieser die hauptsächlichste Grundlage für die Uebertragung deutscher Mythen auf den Kirchenheiligen geboten haben musste. Das Ursprüngliche war also, dass die Person Oswalts als mildthätigen Königs, Märtyrers und Kirchenheiligen zum Vertreter des deutschen Gottes erlesen wurde. Dann erst konnte sich auch der Mythos von der Brautwerbung des letzteren auf ihn übertragen, wie im ersten Mythenkreise das Reiten und Patronat über die Pferde auf Stephanus. Daraus folgt zugleich das hohe Alter der deutschen Oswaltsage, das weit über das Alter der uns erhaltenen Gedichte und Prosastücke in die Zeit der Ersetzung heidnischer durch christliche Gestalten hinaufreicht. Die Oswaltsage ist nach Ettmüllers Text folgende:

König Oswalt wollte eine Frau haben. Der Pilge Tragemund (Ettm. Warmund) rät ihm zu der schönen Spange

(Stuttg. Prosa paugē = bouge, woraus nach Pfeiffer Pamige, Paimg, Pay, Pia entstellt sind), Tochter des Heidenkönigs Gaudon (Ettm. Aaron). Dieser lässt aber jedem Werber den Kopf abschlagen, da er seine Tochter selbst heiraten will, sobald seine alte Heidin stirbt. Tragemund rät Oswalt, einen Raben, den er an seinem Hofe hat, als Werber abzusenden. Dieser verlangt von Oswalt:

Ettm. 437. heiz mir beslahen daz gevidere mîn —
allez mit guotem rôtem golt —
unde heiz mir wûrken alsô schône
ûf mîn houbet eine guldine krône —
sô werde ich dester schôner enpfangen
beidiu von vrouwen und von mannen.

Der Rabe fliegt zu Aarons (Gaudons) Schloss.

776. zwischen zwô zinnen er dâ saz
ûf die burcmûren —
dô sach er hunde und heidenische man.

Inzwischen wird die Jungfrau, nach welcher er späht, so beschrieben :

sie was gar irs vaters zart (?),
er hete si in ein kamer verspart.
785. ûf si gienc kein liechtschîn niht,
als uns daz buoch vergiht,
wan durch die gleserîn venster hin in
schein der tac ûf die künigîn. —
ein pheller, der was rôt unde wîz,
den truogens obe der künigîn mit vlîz;
795. swenne si zuo dem tische wolten gân,
sô muosten si den pheller obe ir hân,
daz der wint noch der sunnen schîn
niht möht genâhen der künigîn.

Da der Rabe sie nirgends zu Gesicht bekommt, redet er für sich :

vlüege ich vûr den künic in den sal her abe,
sô vâhet er mich, wan er ist ein grimmer man,
er gewinnet mir mîn leben an.

815. ich wil beiten, unz sie gezzent unde trinkent,
sô muoz der zorn von in sinken —

821. dô man diu lesten riht dar truoc,
der rabe sich ûf den tisch huop.

Er grüsst höflich und lässt sich schwören, dass sein Leben sicher sein solle. Als er aber seine Werbung anbringt, will Aaron (Gaudon) den versprochenen Frieden brechen und spricht zu den Dienern:

915. setzet dar nâch al iwer sinne,
daz der rabe iender kome von hinnen.

Weiter heisst es:

mit der selben vart wart dem raben

920. gater und tor zuo geslagen (Münch. Hdschr. lin
unde tür)

man sluoc zuo venster unde tür
starke rigele slôz man dâ vür —

925. dem raben wart ze vliehen gâch,
die heiden îlten im balde nâch —
diu wîle werte niht lange,

930. der rabe wart gevangen
und an der selben stunde
wart er kreftenclîch gebunden
mit hirsîn riemen. der künic in vienc,
den raben er an ein stangen hienc.

935. er sprach: und haete sîn diu werlt gesworn,
sô muost dû daz leben hân verlorn.

Da legt sich die schöne Spange ins Mittel und erbittet sich den Raben zum Geschenk. Zum König aber spricht sie:

swenne du mich wilt geben eime heidenischen man,
daran begân ich niemer den willen dîn —

985. zwâr ich muoz mich von hinnen heben —
mit einem spilman ûz dem lande. —

er sprach: du vüegest niht zeinem spilwîp —

992. ich hân der springe keinen von dir nie gesehen.
sie sprach: darumb bedarft du niht sorgen,
swaz ich hiute niht kan, daz lerne ich morgen.

Sie nimmt den Raben mit sich auf ihr Zimmer, löst seine Bande, speist ihn und giebt ihm einen Ring, den er König Oswalt bringen soll. Auch solle er ihm sagen, dass der König ein Heer mit sich führen, für 8 Jahre Speise mitnehmen und einen übergoldeten Hirsch mitbringen solle:

1114. einen übergulten hîrz muoz er haben
und komme er ohne den Raben, so sei sein Bemühen verloren.
Nach Heimkehr des Raben rüstet sich Oswalt den Winter
lang bis an S. Jörgen Tag. Ein Goldschmied musste den
Rittern goldene Kreuze auf ihr Gewand machen:

1441. sie wâren bereit mit golde und mit guotem vlîz,
ir harnasch der was silberwîz.

Oswalt stellt den Helden in Aussicht:

1487. und swer ûf der vart wirt erslagen,
des sêle muoz grôz gnâde haben
in dem êwigeme leben, —

1493. iegelîcher wirt reiner dan der sunnen schîn.

Münchener Hdschr.: ieclicher wirt reine
als ein westerbarn.

Vom Hirsche heisst es:

1547. Nû het er ûf sînem hove erzogen —
einen hirzen wol sibenzehen jâr, —

1551. der het sô vil schoenez gezinde

(Münchener Hdschr. gezierdes),

daz wundert daz hofgesinde.

sie bereiten sich mit dem hirzen dar,
aber nieman nam des raben war.

Sie machen sich nun ohne den Raben auf die Fahrt und
landen in Aarons (Gaudons) Land. Seine Burg wird so ge-
schildert:

nû sâhen sie dâ bî dem mere stân

1580. ein bûrc, diu was schoene und lobesam.

diu lûht von golde reht als obe si brunne
und stuont ouch schône gegen der sunnen,
und zwelf tûrne alsô guot,
dâ mit was diu veste gar wol behuot.

1585. die türne wârn rôt marmelîn
und stuonden gegen der sunnen schîn.

Der vergessene Rabe wird von Oswalt, nach Ettm. von einem Engel herbeigeholt, ist aber auf den Hirsch eifersüchtig, von dem er sagt:

nû hât er einen hirz an mîne stat genomen,
des ist er in grôze nôt komen.

1765. wil er niht senden den hirz sîn
hin ze der edelen künigîn?
nimt den schaden er und sîn dienstman,
waerlich, dâ bin ich unschuldec an.
sie nemen sîn vromen oder schaden,

1770. den gewin sülûn si ân mich tragen.

Er klagt auch über seine Behandlung:

1785. dô mîn hêrre von dem lant was komen,
dô wart mir mîn pfrunde genomen
von dem koch und von dem kellaere —
die begunden mîn vergezzen,

1790. sie gâben mir niut ze trinken noch ze ezzen. —
ich muoste ezzen z allen stunden
vor dem tische mit mînes hêrren hunden.

1795. swelhem hunde ich sîn spîse nam,
der grein mich jâmerlîchen an. —
mîn gevidere ist mir worden zerzerret sêre.

Der Rabe wird beschwichtigt, reist mit und richtet den Gruss des Königs an Spange aus, die den König anweisen lässt, mit zwölf Goldschmieden vor ihres Vaters Schloss zu kommen:

und zwaz er sunst dienstliut mac hân,

2010. die sol er enzwischen den bergen lân;
niwan mit hundert küener degen
sol er sich her vûr die burc legen.
in einer tunkli sol daz geschehen,
dar umbe, daz in nieman müge gesehen.

2015. her vûr die burc ûf daz velt
heiz in dâ ûf rihten ein klînez zelt.

und ob in ieman vrâget der maere,
sô sprech, daz er lebe ân alle swaere,
und daz sie sprechen, sie sint alle goltsmite
2020. und varent durch diu lant nâch ir site,
sô wirt er schône enpfangen
von mînem vater und ouch von allen sînen mannen.

Oswalt thut, wie sie ihn anweisen liess.

2075. sîn goltsmide rihten sich ze der arebeit,
als uns daz tiutsche buoch nû seit.
mit zangen und mit hemmern
huop sich ein grôzez temmer,
daz erhôrte des küniges wahtaere.

Von ihm geweckt sagt König Aaron (Gaudon):

2097. ez sint boten ûz vremdem lant
und sint nâch mîner tochter gesant.

Er befiehlt, alle zu hängen. Aber die Tochter beredet ihn, dass es Goldschmiede seien, welche für sie Kleinode fertigen; er solle zu den Meistern gehen und sie würdiglich empfangen. Er nimmt die Schmiede in Arbeit und lässt ihnen Speisen und Wein reichen. So liegen sie zwölf Wochen und ein Jahr vor der Burg, ohne ein Weib zu sehen. Schon wurde Oswalt unmutig; da hat er einen Traum, den er seinen Leuten erzählt:

2275. mir habent geraten die sinne mîn,
wie ich solte gewinnen die künigîn.
dâ von sô sît nû alle vrô
und wûrket mir vier guldîn klâ,
die wil ich mînem hirzen mit snüeren sîdîn

2280. binden unden an die vüeze sîn,
alsô sprach der vürste hôchgeborn,
und machet mir zwei guldîn hirzhorn,
machet mir diu schône mit vînem golt,
wan mirs mîn hirz ûf sînem houbete tragen sol.

2285. noch wil ich iu mê sagen:
ein guldîn deckin muoz er haben,
daz sie neben dem hirz ûf gê

Münchener Hdschr.: macht mirs schöne
und innen hol.

- sô nim ich in, sprach der vürste werde,
und vüere in an den burcgraben hin zuo,
2290. daz tuon ich eines morgens alsô vruo.
sô ist der künic ein êrerîcher man
und jaget mir den hîrz herwidere dan;
er und alle sîne heiden mit ir hunden
werdent si gên dem hîrzen komen.
2295. vil lîhte belîbet diu porte unbehuot,
sô gewinne ich lîht die küniginne guot.
die goltsmide wurden alle vrô
und wûrktent im die guldîn klâ,
sie wûrktent schön mit ringer hant,
2300. in was diu kunst wol bekant.
sie wûrktent mit aller ir maht,
beidiu, tac und ouch die naht
unz an den sibenden selben morgen,
dô kument sie ûz grôzen sorgen
2305. und was daz gesmîde allez schöne bereit,
als uns daz buoch seit.
sant Oswalt dô niht enlie,
den hîrz er dô an gevie
wol an ein sîdîn seil.
2310. er sprach: hêrre got, nû gip mir heil!
an dem ahten morgen vruo
vuorte er in an den burcgraben hin zuo.
dâ liez er den hîrz stân
und begunde herwidere zuo der smitten gân.
2315. den hîrz ersach des küniges wahtaere,
ez dûhte in ein wunders maere.
dâ mit lief er alsô drâte
ze sînes hêrren kemenâte
und ruofet dem künige aber schön:
2320. nû wol ûf, rîcher künic Aarôn!
dû solt hiute jagen gerne,

- dîn grôziu êre diu wil sich mêren.
zwâr ich muoz dir der wârheit verjehen,
einen guldînen hîrz habe ich gesehen,
2325. der gât ûzen an dem burcgraben,
daz wil ich dir vûr ein wârheit sagen.
und wirt der hîrz hie gefangen,
des hâstu immer êre in dînen landen.
dô sprach aber schône
2330. der rîche künic Aarôn:
dû vil stolzer wahtaere,
zwâr dû sagest mir liebiu maere;
zwâr daz habe ûf al mîn êre,
daz getiht gât von den goltsmiden her,
2335. wan die sint aller künste vol,
und habent den hîrz inne gemachet hol,
daz er loufet vor dem wind so geswind.
nû wecke mir ûf mîn hofgesind
und gebiut, swer einen stap müge getragen,
2340. der sol mir den hîrz helfen jagen;
und swer versitzet daz gejegede mîn,
den scheide ich von dem leben sîn.

Der Wächter weckt die Diener; sie sitzen auf die Rosse
und freuen sich auf die Jagd. Bogen und Spiess trug man her,
sie wolten den hîrz stechen unde schiezen.

2365. die heiden hôchgeborn
erschalten ir horn
und ruoftent an den stunden
allen ir jaghunden.
der heiden vröude diu wart grôz,
2370. einer vûr den andern schôz.
die porten wart in ûf getân
und die hunde abe den seilen gelân.
Dô die heiden ûz der burc kômen,
als wir ez sît haben vernomen,
2375. des dorshüeters triuwe diu was grôz,
die porten er balde wider zuo slôz,

- dar umbe daz diu juncvrowe guot
wurde vesteclîche behuot.
der hircz balde umbe sich blicket,
2380. wie harte er abe den hunden erschricket.
an den selben stunden
er ze fliehen begunde.
er huop sich zuo fliehen gar bald
dert hin gên einem vinstern wald.
2385. dem hirze was ze vliehen gâch,
die heiden îlten im hin nâch.
der hircz hin an den berc vlôch,
der sich in die lûfte ûf zôch.
dô was nie niht lebendigz über komen,
2390. als wir ez sît haben vernomen,
denn nû die wilden vogel;
die heiden wurden mit dem hirze betrogen.
wan er vlôch über den berc hin dan
vor manegem heidenischen man
2395. rehte in aller der geper,
als ob er ein hofschalc waere.
der hircz mit dem golde,
als ez got selber wolte,
der kam über dem berge zuo dem mere,
2400. dâ er vant sant Oswaldes here.
dô er über den berc was komen,
als wir ez sît haben vernomen
zwâr iegelîchen besunder
nam dô grôze wunder
wie der hircz zuo in komen waere
Münchener Hdschr.
dô ne sagte in nieman diu rehten maere.
2405. den wilden heiden
geschach dô ûz der mâzen leide,
daz si den hirzen heten verlorn,
daz was den heiden allen zorn.
sie jagten in dem walde entwer,

2410. einer hin, der ander her,
einer dert, der ander hie.

Spange und drei Jungfrauen giengen als Männer verkleidet zu Oswalts Zelte. Der Rabe verkündet ihre Ankunft. Oswalt fährt mit ihnen zu Schiffe von dannen; Aaron kommt von der Jagd und erfährt das Geschehene.

der heide vil lûte erschrai:
daz wiste ich wol, liez ich leben den raben,
daz ich sîn kaeme ze grôzen schaden.

2605. daz ist sant Oswalt in Engellant,
der vüeret mîne tochter an sîner hant.
nû kan er mir doch niht entrinnen
mit allen sînen sinnen;
zwâr ich ertrenke in in dem wilden mere

2610. in und allez sîn here.
der heiden hâte ein guldîn horn,
swenne im wart von schulden zorn
und erz sazte an sînen munt,
sô tet erz allen sînen liuten kunt

3615. daz horn was an dem ûzeristen
gemachet von zouberlisten.
swenner ez erschalte krefteclîche
sô hôrte man ez in dem driten künicrîche.

Aaron verfolgt und erreicht die Entflohenen. Es kommt auf einer Insel zur Schlacht; alle Heiden bis auf Aaron werden erschlagen. Dieser will sich taufen lassen, wenn Oswalt ihn von der grösseren Macht seines Gottes überzeuge. Auf Oswalts Gebet werden die Erschlagenen wieder erweckt; da will Aaron den Kampf erneuern, aber die Wiedererweckten weigern sich, da sie inzwischen in der Hölle gewesen sind. Aaron will nicht mit Meerwasser getauft werden. Da erweckt Oswalt den Brunnen (s. S. 54). Aaron und seine Leute werden getauft; letztere wollen aber wieder sterben, was ihnen gewährt wird. Oswalt und die Seinen kommen mit Spange und Aaron nach England. Auf der Hochzeit erscheint der Heiland als Pilger und verlangt im Namen

Gottes von Oswalt Weib und Reich. Dieser hatte ein Gelübde gethan, alles zu gewähren, was im Namen Gottes von ihm begehrt würde; darum führt er sein Weib dem Pilgrim zu. Derselbe giebt sich zu erkennen, giebt ihm sein Weib wieder, ermahnt aber beide, keusch zu bleiben und verkündet ihnen, dass sie nur noch zwei Jahre leben werden. Damit verschwindet er. Beide lebten, wie ihnen geheissen, und nach den zwei Jahren führten sie die Engel ins Himmelreich.

König Oswalt.

Nach dem mythischen Gehalt der deutschen Sage muss Oswalt an die Stelle eines deutschen Gottes getreten sein; aber dieser Gott kann nicht Wuotan sein, wie Zingerle und Simrock annehmen. Der Rabe, der an Wuotan erinnern soll, hat, wie gezeigt werden wird, seine selbständige Bedeutung. Die Erweckung der gefallenen Helden, welche auf Oswalts Gebet von Gott gewährt wird, der von Gott gesandte Wunschwind, der den Raben zurückbringt, konnten ganz wohl Wuotans Machtwirkung sein, ohne dass dieser gerade hinter Oswalt gesucht werden müsste. Hinsichtlich des Wunschwindes vgl. aber Rochholz, D. Gl. u. Br. II, S. 12: Bist du ein S o n n t a g s k i n d , so gestell den Wind, sagt man im Luzernischen; denn sobald ein solches im dreifaltigen Namen seinen Spruch spricht, so bleibt der Wind gestellt. Es ist somit wohl möglich, dass der Wind in bestimmtem Sinne auch dem persönlich gedachten Sonntag und den in seiner Huld stehenden Sonntagskindern untergeben war. Der Name Oswalt bedeutet zwar den Walter der Asen, ist jedoch von dem Kirchenheiligen genommen und dann ist es für den deutschen Mythos zufällig, was der Name des geschichtlichen Oswalt von England bedeuten mochte. Die Uebertragung auf Kirchenheilige hatte weniger das Interesse, die heidnischen Götter in den Namen jener noch erkennen zu lassen, als die Charakterzüge der Götter durch verwandte Charakterzüge von Heiligen zu ersetzen. Nach diesem System war Oswalt durch seine Eigen-

schaft als König und Märtyrer wie geschaffen, an die Stelle Balders zu treten, denn in ihm sind ja die beiden Eigenschaften vereinigt, welche in Stephanus und Bonifazius einerseits und in Karl dem Grossen andererseits schon für sich hinreichen, um den Gott zu ersetzen. Auf Balder passt am vorzüglichsten, was Zingerle in Pfeiff. Germ. II, S. 466 f. hervorhebt, dass Oswalt milde heisst. Die Stuttg. Prosa beginnt: Der liebe, milte herre sant Oswalt, Germ. XX. S. 192. Zingerle teilt aus mündlicher Erzählung mit: „Die Schilderung, die eine Alte in Verdins bei Schönna von den Regierungszeiten des Herrn Oswalt gab, mahnte auffallend an das goldene Zeitalter. Alles war in Hülle und Fülle vorhanden. Selbst der Arme war reich, Friede und Recht herrschten weit und breit, bis der edle König verdrängt wurde und in die hochgelegene Bergeinöde floh.“ Wenn bei Ettm. Oswalt gar der reine heilant (2967) genannt wird, wie würde diese sicher altertümliche Benennung zum Namen und Wesen Wuotans passen? Die Belege von Oswaltsbrunnen (Zingerle VII), welche mit der Quellenweckung in der Legende zusammengehören, schliessen sich so ungezwungen an die Quellensagen des dritten Mythenkreises an, dass es kaum weiterer Worte bedarf, auch den Hirsch Oswalts mit dem Hirsch der vorhergehenden Mythenkreise gleichzusetzen. Aber auch aus der Legende selbst ergibt sich, dass Oswalt für den Tagesgott steht. Spange wird gleicherweise vor Oswalt und vor dem Tage (s. o. Ettm. 784 bis 798) gehütet. Das halte ich nicht für eine zufällige Uebereinstimmung. Sodann sagt nach der Wiener Bearbeitung der Rabe von seinem Herrn:

231. her hot bereit sicherlich

Vierdehalphundert guldene cleyder.

Das ist nicht etwa eine der in der Spielmannspoesie beliebten grossen Zahlenangaben, wie Rödiger im Anz. f. d. A. von Steinmeyer II, S. 258, annimmt, sondern die Zahl deutet auf die Tage des Jahres und auf die schöne Vorstellung, dass der Gott für jede Tagesfahrt ein besonderes Kleid besass.

Oswalts Hirsch.

Nach der älteren Bearbeitung (Ettm. Text) werden Hirsch und Rabe an König Oswalts Hofe jahrelang unterhalten; der Hirsch wird in Aarons Land künstlich mit goldenen Klauen, Geweih und Decke versehen. Nach der Wiener Bearbeitung erscheint der Hirsch erst im Lande Aarons und kommt schon silbern und golden aus dem Paradiese. Der silberne Hirsch ist Eins mit dem weissen Hirsch; feuerrot golden sind wohl Klauen und Geweih. Aus den seitherigen Mythenkreisen hat sich ergeben, dass der Hirsch der tiersymbolische Vertreter des Tagesgottes ist. Als Spur davon, dass auch der Hirsch des der Oswaltsage zu Grunde liegenden Mythos ein Gott war, dürfen die Vergleiche mit Personen, mit einem Hofschalk und einem Engel gelten. Noch bezeichnender heisst es im Leben der Heiligen (Zingerle IV): vnd etwen stet geschriben, ez wer ain engel. Man könnte nach der Legende an einen göttlichen Diener des Gottes denken. Aber beim Vergleich des Hirsches mit dem Raben fällt auf, dass, obwohl beide mit Engeln verglichen werden, doch nur der Rabe *redet* und selbständig handelt, überhaupt eine von Oswalt scharf abstechende Persönlichkeit darstellt, der Hirsch aber nichts von alledem zeigt. Er ist nur eine von Oswalt getrennte Erscheinungsform des letzteren selbst. Das Wesen der Legende, für welche die Verwandlung des Heiligen in ein Tier unerhört wäre, erforderte, dass der Hirsch von der Person Oswalts getrennt werde. Das Märchen, das keine Heiligen darzustellen, also nicht die Rücksicht zu nehmen hat, wie die Legende, hat uns die unmittelbare Verwandlung des Gottes in sein Tier erhalten. Pröhle, Unterharzische Sagen, Abhandlung C: Ueber einige Märchen und Sagen vom Hirsch, S. 187—198 sagt: „Ich halte zu diesem Märchen (bei Meier: Der lustige Ferdinand) zunächst St. Oswaldes Leben, wo dieser einen Hirsch von zwölf Goldschmieden mit Gold bedecken lässt, mit deren Hilfe er auch die schöne Pamige entführt.“ Demnach ist die Vergoldung des Tieres der Legende ursprünglich, wie in den Märchen, die Anfertigung des Tiergewandes, welches nicht das Tier, sondern

der Gott selbst anlegt, um Tiergestalt zu bekommen. Aaron sagt ja: die Goldschmiede haben den Hirsch innen gemachet hohl, Ettm. 2336; diese Vorstellung, in der Legende unvermittelt, verrät das Wahre; auch die Decke wird nach der Münchener Variante zu Ettm. 2287 als „innen hohl“ bezeichnet, was an sich ohne Sinn wäre.

Noch ist zu erwähnen, dass Berger, Oswaltlegende, Paul und Braune, Beitr. XI, S. 449 eine keltische Legende anführt, welche vom hl. Aidan oder Maedoc (dem Mönche, welchen der englische Oswalt zum Bischofe einsetzte) berichtet: *Alio quoque die sanctus puer Aidus elevata voce in campis legebat; in illa quoque hora venator quidam cum canibus cervum celeriter in eisdem persequabatur campis. Tunc cervus in itinere lassus sancti pueri vocem audiens divertit ad eum auxilium ab eo postulans coram puero genua flexit in terram; sanctusque Aidus suum ceraculum super cornua ipsius ponens legebat canesque perfrequenter discurrentes cervum videre non poterant, et sic cervus illesus evasit.* (Rees 233.) Berger bemerkt dazu, dass diese keltische (?) Legende vielleicht auf den Goldhirsch in den deutschen Oswaltgedichten einiges Licht werfe und fragt: Sollte der goldbedeckte Hirsch in einer ähnlichen Vorstellung seinen Ursprung haben? Mir ist die Uebereinstimmung, dass hier ein Hirsch, wenn nicht in die Oswaltlegende, so doch in diejenige eines mit dem engl. Oswalt in Beziehung tretenden Heiligen hereinspielt, sehr merkwürdig. Vgl. die unter dem Abschn. Kultus aufgeführten Sagen.

Der Goldschmied.

Der Goldschmied, der den Raben vergoldet und die Goldschmiede vor Aarons Schloss sind mythisch Eins. Vgl. den Goldschmied in den Märchen; er findet nähere Beleuchtung in folgender bei Pröhle, Oberharzs. S. 129 ff. aufgeführten Sage: Vor vielen Jahren ist in der Altenau ein Jäger gewesen, welcher auf einer Wiese im Schulthale gelegen und geschlafen hat. Auf einmal sind ein paar Männer gekommen, welche

Venetianer gewesen sind. Diese Männer sind immer nach dem Bruchberge gegangen und haben Gold herausgeholt, was kein anderer Mensch hat zu finden gewusst. Sie haben ihn aufgeweckt und ihn gefragt, ob er ihnen nicht den Weg nach dem Bruchberge zeigen könnte. Der Jäger gieng mit ihnen nach dem Bruchberge. Da giengen sie in eine kleine Grube und haben die gelbe Erde, welche sich in derselben gefunden, ausgewühlt und in einen Beutel gethan. Das ist aber das pure Gold gewesen. Wie sie fertig sind, haben sie sich hingelegt und geschlafen. Wie sie aber aufwachen, da sind sie alle in Venedig. Da haben ihn seine zwei Gefährten in der ganzen Stadt herumgeführt, ihm in ihrem Hause auch ihre Schätze gezeigt. In einem von den vielen Schränken ist eine ganze Jagd gewesen, Hirsche, Rehe, wilde Schweine und alle wilden Tiere, entweder von Gold oder von Silber. Der Jäger hat einen silbernen Hirsch zum Andenken bekommen. Des Abends legten sie sich zu Bette und wie sie am andern Morgen aufstehen, da ist der Jäger wieder im Schulthale auf der Wiese, wo er gelegen hat, und die Venetianer sind in Venedig geblieben. Seinen silbernen Hirsch hat der Jäger bei sich gehabt. Hernach hat der Jäger einmal wieder nach der Grube gewollt, um sich von der Erde auch was zu holen, da hat er aber weder den Weg zu der Grube noch die Grube selbst finden können.

Dieselbe Sage wird auch folgendermassen am Oberharz erzählt: Ein Revierförster gieng eines Morgens in seinem Revier, da sah er von Weitem sechs Menschen kommen. Er gieng auf sie zu, fragte, was sie da machten, kannte aber Keinen davon, weil sie so unscheinbar waren und keine rechte menschliche Statur hatten. Er drohte ihnen und sagte, sie möchten ihm sein Revier nicht verruinieren, gieng aber von ihnen fort, ohne sie weiter zu verstören. Am andern Morgen gieng er wieder an diese Stelle, um nach den Männlein zu sehen. Da traf er Niemand mehr an, setzte sich hin und schlief ein. Als er aufwachte, war er in einer Gegend, wo er noch niemals gewesen war. Er gelangte an ein grosses

Wasser. Da kam ein grosser Hund und erbot sich, ihn über das Wasser zu tragen. Drüben fand er einen grossen Garten. Darin waren Vögel, die konnten sprechen und ein Haus, das war so durchsichtig wie Kristall. Da kamen die sechs Leute und führten ihn in dies Haus; da war Alles, was hier auf Erden ist, von Golde, auch das ganze Wild, Hirsche, Schweine, Hasen, Füchse. Da sagten die Leute, er solle sich davon etwas wünschen und der alte Förster wünschte sich darauf einen Zehnender. Nun nötigten sie ihn auch zum Essen; die Speise waren weisse Schlangen. Der Förster sagte anfangs, die könne man nicht essen, musste aber essen. Nun musste er sich in ein Bett legen und als er aufwachte, sass er an dem Baume, wo er an dem Tage hingegangen war. Er schaute um; da war unter ihm ein Born, da kam eine Statur heraus und sagte, dass er nicht träume, hier sei der Hirsch, den er sich gewünscht habe. Der Förster nahm den Hirsch, die Statur war verschwunden und er gieng mit seinem goldenen Zehnender nach Hause.

Diese Sage ist sehr wichtig. Der Förster wird mit Oswalt und Balder Eins sein. Der Goldschmied in der Oswaltsage entpuppt sich in den Venedigern als unterirdisches Wesen; nun wäre auch sein Wohnort „Salunders“ erklärlich als unterirdischer Saal.

Pröhle, Unterharz. S. S. 188: Venediger verwandeln sich in einen Hirsch mit goldnem Geweih. Einst schoss ihn jemand, da lagen nur zwei Hörner da und statt des Hirsches standen zwei Venetianer da; es war am Scharfenstein am Brocken. Dort fliesst ein rötliches Wasser, das sich in die Ecker ergiesst.

Diese Gestalt der Sage beruht jedenfalls auf irgend welcher Verdunkelung des Verhältnisses der Venetianer oder Unterirdischen zum Hirsche.

Sehr wichtig, als Ergänzung unseres zweiten Mythenkreises, ist die Bemerkung a. a. O.: Nach einer andern Erzählung verfolgen umgekehrt die Venediger den goldenen Hirsch. Von der Kapellenklippe weg, wo früher ein Einsiedler

gehaust haben soll, von der Landmannsklippe her geht ein goldner Hirsch nach dem Brücknerstieg, geht bis an den gehohrten Stein, der zersprengt ist, und verschwindet. Der Hirsch ist ein Zwölfer, sein Geweih blitzt wie klares Gold. Die Venediger haben dem goldenen Hirsch nachgesetzt, um ihn zu fangen, und thun es noch.

Verbindet man diese, offenbar mit dem zweiten Mythenkreise zusammengehörende Ueberlieferung mit derjenigen der Oswaltsage, so erklärt sich die Nachstellung aus einem zu Recht oder Unrecht erhobenen Eigentumsanspruch der Unterirdischen an das Hirschgold. Der Vergleich mit der Sigurdsage liegt um so näher, als, wie auch Pröhle a. a. O. S. 187 anführt, in der Wölsungas. 34 Gudrun einen Traum erzählt, worin Sigurd durch einen goldenen Hirsch angedeutet wird.

Pröhle giebt noch weitere Erzählungen von den Venedigern und dem Hirsch, worauf ich besonders verweise.

Spange.

Ist Oswalt Balder, so fragt sich, wer seine Braut sei. Spange ist jedenfalls identisch mit der Königstochter der Märchen; dagegen von der Jungfrau des vierten Mythenkreises zu unterscheiden, welche nicht Gemahlin, sondern Genossin und Beschützerin des Hirsches war. Zingerle sagt unter III: „Die Namen Spange (und Tragemund) sind entschieden ächter, als Pamige (und Warmund). Spange bezeichnet ein Geschmeide.“ Auch Bartsch sagt dies in Pfeiff. Germ. V, S. 165 und fügt bei, dass daraus die andern Namen geflossen seien. Pfeiffer merkt dazu an, dass die Suttgarter Prosa *pauge* liest, was mhd. *bouge* ist, woraus all die Lesarten *pamige*, *paimge*, *pay*, *pia* entstellt seien. Der Spange oder Bouge entspricht die eddische Menglöd. Letztere ist von Theophil Rupp in Pfeiff. Germ. X, S. 433—446, gewiss richtig, auf die Sonne gedeutet worden. Rupp führt zu dem Namen Menglöd an, Martianus Capella lasse die Sonne in *de nuptiis Mercurii et Philologiae* in einer Krone mit zwölf flammenstrahlenden Sternen geschmückt erscheinen.

Mit dem *sedalkanc* der Sonne (s. o. S. 16) vergleiche man, wie in der jüngeren Bearbeitung ein Engel dem gefangenen Heidenkönig drei Stühle zeigt, die im Himmel bei Maria stehen, einen für Oswalt, einen für Spange und einen für ihn, wenn er sich taufen lasse. Spanges oder Bouges Name gehört der primitiven Stufe mythischer Symbolik an, welche in diesem Falle zur Namengebung für die Personifikation benutzt ist. Die Darstellungen in der Oswaltlegende und in *Fiölsvinnsmaal* lehren manches über den Unterschied der deutschen und der nordischen Mythologie. Rupps Deutung des Freiers *Svipdag* auf den Mond halte ich für falsch; er ist wie Oswalt, der Tagesgott, welcher um die winterliche, im Süden festgehaltene Sonne wirbt. Spange wird vor Oswalt, aber zuvor schon vor dem Tag gehütet, s. *Ettm.* 784—798, also vor dem natürlichen, wie vor dem persönlichen Tage. Auf diese Uebereinstimmung lege ich grossen Nachdruck. Die Sonne scheint den nördlich wohnenden Deutschen im Winter wie unter einen *pheller* und hinter die *gleserin venster* versetzt in südlicher Ferne zu weilen. Der Tagesgott muss ausziehen, um sie zu freien. Das ist Oswalts Reise zu Spange; auf der Heimkehr bringt er diese, der Tag die Sonne, zu uns zurück. Das Zwiegespräch Spanges mit ihrem Vater, sie gehe mit einem Spielmann aus dem Lande, ein in der Legende ganz unvermittelter Zug, findet durch die Märchen seine Deutung. Zugleich erweist es die klare Identität der Personen der Oswaltsage und der Märchen. Es enthält aber noch einen weiteren, in den Märchen fehlenden bedeutungsvollen Punkt. Aaron antwortete ihr: sie taue nicht zu einem Spielweib; er habe noch nie Sprünge, wie von Spielweibern, bei ihr gesehen, worauf sie erwiedert, was sie heute nicht könne, das lerne sie morgen, d. h. wenn sie sich mit dem Spielmann aus dem Lande hebe: es sind die allerorts bekannten Freuden-sprünge der Ostersonne. Dies halte ich neben den Namen Spange und Bouge für ausschlaggebend in der Deutung von Oswalts Braut. Die Beziehung des Tagesgottes zur Ostersonne wird auch durch zwei Sagen des dritten Mythenkreises

gestützt. In der Sage von der Osterburg in der Rhön veranlasst das quellenweckende Pferd des Gottes die Eroberung dieser Osterburg. Mit der Sage vom Klausenbrunnen in Altena, dessen Weckung ursprünglich dem Gotte zuzuschreiben ist, verbindet sich der Brauch, dort am Ostermorgen Augenwasser zu schöpfen. Die Stelle bei Tacitus, Germ. 45: *Sonum insuper emergentis audiri formasque deorum et radios capitis aspici persuasio adjicit* ist schon im ersten Mythenkreis auf Sonne und Tag gedeutet worden. Mit Spanges Worten und den Freudensprüngen der Ostersonne zusammengehalten ergibt sie die genauere Vorstellung, dass der Tag der Sonne Spielmann ist; das erzählen die Märchen S. 89—96.

Der König.

Zingerle deutet im IV. Abschnitt Gaudon-Aaron auf Wuotan. Wäre dies richtig, so müsste er selbst seine gefallenen Helden erwecken können. Nach der Wiener Bearbeitung ist seine Hausfrau als Wölfin in der Hölle, ein unzweifelhaft ächter Zug, der nicht auf Wuotans Gattin, aber sehr gut auf eine Riesin passt. Auch Gaudons Gestalt ist riesisch; er ist als wilder Heide und freisamer Mann geschildert und unterscheidet sich scharf von dem milden Oswalt und der gefangen gehaltenen Spange, die heimlich zu Oswalt und seinem Glauben hält. In den Märchen kehrt der Zug von der Tötung der Freier wieder; in demjenigen vom Kaufmannssohn und dem Bären sogar die Angabe, dass er seine eigene Tochter liebt. Auch der Hofjude im Märchen des I. Abschnitts ist nicht im rechtmässigen Besitze der Gemahlin. Die Untreue der letzteren erklärt sich aus dem Folgenden. Gaudons Land und Burg müssen da gesucht werden, wo die Sonne im Winter festgehalten wird. An den Winter selbst kann nicht gedacht werden, da dieser ja in entgegengesetzter Richtung, im Norden, wohnt. Also muss Gaudon als Riese des Südens und der Feuerwelt gelten; nur unter dieser Voraussetzung kann er auch Vater der Spange, d. i. der Sonne genannt werden und nur so erklärt sich die

Beschreibung seiner Burg, die von Gold leuchtet, recht als ob sie bränne und deren Türme roter Marmor sind. Um Genaueres über Gaudon zu gewinnen, muss zuerst der Rabe Oswalts betrachtet werden.

Oswalts Rabe und der Geirrödhsmythus.

Ganz wie der Hirsch erhält der Rabe ein Goldgewand und wie bei diesem wird auch bei ihm das Gewand erst die Tiergestalt seines Besitzers verursacht haben; auch im Raben muss ein Gott stecken. Dafür spricht sein Reden, sein Schachspiel mit dem König (Wiener Bearbeitung), seine Rolle bei den Meerweibern, die ihn für einen Engel halten, und bei dem Schiffer Eise, der ihn fragt:

681: bistu ys raphael

Adir der engil gabriel

Adir hot dich got von hymmelreich

her nedir gesant czu mir dich?

Der Rabe kann für einen göttlichen Diener des Tagesgottes gehalten werden; ich denke dabei an den angels. Namen Däghrefn, Grimm S. 620 [705]. Aber es drängt sich beim Lesen seines Schicksals an Aarons Hofe auch die Vergleichung mit Lokis Flug zu Geirrödh und seine Gefangennahme daselbst auf. Also: entweder ist in der Edda Loki an Stelle jenes Raben gesetzt worden oder steckt im Raben Oswalts wirklich der ungenannte deutsche Gott, der im Norden Loki heisst. Am nordischen Mythos fällt allerdings auf, dass von einer Fahrt zur Werbung, von einem dem hl. Oswalt entsprechenden Gott gar nicht die Rede ist. Aber lassen wir uns dadurch nicht irre machen; ich halte den Mythos von Geirrödh für einen weiteren Beleg von der Ausscheidung Balders im nordischen Mythos. Diese Behauptung stütze ich, indem ich auf die eddische Begründung von Lokis Flug im Falkenhemde aufmerksam mache: er soll aus Neugierde und zur Kurzweil erfolgt sein. Eben diese Angabe verrät mir, dass der eigentliche Grund vergessen war. Denn das steht fest, dass alle

Thaten Lokis einen ganz bestimmten Grund und Zweck hatten. Diesen finde ich im deutschen Mythos von der Botschaft zum Zwecke der Werbung. Der Mythos von der Werbung hat sich im Norden auch erhalten, aber er hat sich aus dem Zusammenhang mit dem Geirrödhsmythos ausgeschieden und ist in Fiölsvinnsmal selbständig ausgeprägt. Fiölsvinns Name erinnert an die Angabe, dass auch Geirrödh ein hundweiser Jötun sei. Fiölsvinn redet von karger Kost, die er biete, wie Geirrödh den Falken hungern lässt. Bei Geirrödh ist von Feuern in seiner Halle die Rede; um Fiölsvinns Burg gürtet sich Brandglut; vgl. auch die Beschreibung von Aarons Burg. Doch bin ich überzeugt, dass zur Zeit der Edda dieser Zusammenhang schon vergessen war.

Das Hungern von Oswalts Raben und von Loki wird zwar verschieden begründet und lokalisiert; aber die Wiener Bearbeitung hat noch eine Spur vom Hungern des Raben bei Aaron. Der Rabe beschenkt dort Ritter und Knechte, Köche, Gesinde und Knaben mit Gewändern:

317: das tat her allis vmmb das,
das her qweme czu der mosz,
Ap en der hunger twunge,
das ym wol gelunge,
Qweme her yn das kochhaws,
das en nicht herwedir aws
Trebin dy aschinbrodele
Vnd slugen en uf seyne gefedere.

Zu dem Raben Oswalts und zu Loki im Falkenheimde gehört das folgende Märchen:

Wolf, Deutsche Hausmärchen, S. 82—90, Der Metzgergesell. Eines armen Sauhirten Sohn hatte die Metzgerei gelernt, weil er höher hinauswollte, als sein Vater, und ging hinaus auf die Wanderschaft. Als er über eine grosse Heide gieng, sah er einen gefallenen Ochsen am Wege liegen, eine Biene, einen Fuchs, einen Windhund, einen Falken und einen Löwen dabei stehen, die ihn teilen wollten und nicht enig werden konnten. Die baten ihn, er sollte ihnen aushelfen.

Da zerlegte er den Ochsen nach der Handwerksregel und theilte die Stücke aus. Da sprachen die fünf Tiere: sie wollten ihm verleihen, dass er die Gestalt von einem jeden unter ihnen annehmen könnte, so oft er sich in Gedanken dazu wünschen wollte. Nicht lange darnach kam er in das grosse Königreich Sicilien; in der Hauptstadt verkündigte ein Ausrufer, dass jeder des Tods sein solle, der einen Apfel von des Königs Granatbäumen hole. Denn es waren nur zwei solcher Bäume im Land, die standen vor des Königs Fenster und er hielt grosse Stücke darauf.

Da dachte der Metzgerbursche gleich in seinem Vorwitz, er müsse die Granatäpfel versuchen. Also wünschte er sich, dass er ein Falk wäre und bei dem blossen Gedanken schon war es geschehen. Er flog auf einen von des Königs Granatbäumen, frass von den Aepfeln und schaute zum Fenster hinein. Drinnen in dem Schloss sassen sie gerade an Tafel und hatten vor sich Gesottenes und Gebratenes stehen; als ihm das in die Nase kam, wollten ihm die Aepfel nicht mehr schmecken. Da ward sein Vorwitz so gross, dass er zum Fenster hineinflog, ein gebratenes Huhn von der Schüssel nahm und wieder damit hinauswollte. Doch des Königs Töchterlein schlug schnelle den Fensterflügel zu, und nun war er gefangen.

Das sollte ihm aber zum Glück gereichen; denn die Prinzessin liess ihrem Vogel nichts zu Leide thun, sondern hieng ihn in einem schönen Bauer in ihrer eigenen Schlafkammer auf. Die Nacht nun, da sie im Bette lag und schlief, flog er als Biene durch das Käfiggitter, trat dann in Menschengestalt zu ihrem Lager und umarmte und küsste sie auf ihren roten Mund. Die Königstochter schrie nach Hilfe, doch bis der alte König mit seinem Hofstaat herbeikam, sass er schon wieder als Falke in seinem Bauer, hatte den Kopf unterm Flügel und that, als ob er schlief, also dass der König glaubte, die Prinzessin hätte nur geträumt und sie tüchtig ausschalt wegen ihrer Aengstlichkeit.

Kaum waren die Andern wieder weg, so wünschte er sich wieder zur Biene u. s. f., wie zuvor. Anfangs wehrte

sich die Königstochter, jedoch als sie merkte, dass er ihr nichts zu Leide that, wurden sie eins miteinander. So lebten sie heimlich zusammen fast ein Jahr lang, bis die Prinzessin einen Knaben gebar. Der König war anfangs sehr erzürnt, doch gab er endlich seinen Segen dazu und ernannte den Schwiegersohn zu seinem Nachfolger.

Er ward verwarnt, nicht mit seiner jungen Frau in den Wald spazieren zu fahren; denn der Wind würde sie hinwegführen. So geschah's. Da suchte er sie; schlüpfte als Biene und Falke in die Unterwelt. Dann das Erlebnis vom Riesen, der der jungen Frau den Kopf in den Schoß legt (vgl. Utgard-loki). Da verrät der Riese, wer den Drachen erschlage, könne auch ihn umbringen. Als er den Drachen erschlagen hatte und die Königstochter heiraten sollte, sprach er: ich habe schon eine Frau; sie sitzt tausend Stunden von hier in dem Berg. Er kam wieder dorthin und riss als Löwe dem Riesen das Haupt von den Schultern. Nun war sie erlöst und fuhr mit ihrem Manne zu ihrem Vater und dann auf Besuch zum König von Sicilien (wo ihr Mann den Drachen getötet).

Nach diesem Märchen sind Werber und Freier in eine Person verschmolzen. Dies ist entweder so zu erklären, dass der Tagesgott selbst Falkengestalt angenommen habe, oder so, dass im Laufe der Ueberlieferung zwei Gestalten zu einer einzigen geworden seien, wie in der landläufigen Form der Eligiussage.

Weitere Geirrödhsmymen und die Oswaltsage.

Neben dem eddischen Mythos sind noch zwei andere nordische Geirrödhsmymen beizuziehen und mit der Oswaltsage zu vergleichen, der Mythos bei Saxo Grammatikus und die Thorstein Baermagns Saga. Bei aller Abweichung derselben sowohl von der Edda, als von der Oswaltsage (Saxo setzt das Land des Geruthus offenbar in die Unterwelt, ausserhalb des Gebiets von Sonne und Sternen), scheinen doch mehrere Vergleichspunkte durch.

1. Saxo Grammatikus und die Oswaltsage. König Gormo, der die Fahrt zu Geruthus in Begleitung des Thorkillus (Thor) unternimmt, sollte seine Schiffe mit grossen Speisevorräten füllen. Spange lässt Oswalt melden, er solle für acht Jahre Speise mitnehmen. Gormos Leute sättigen sich auf einer Insel, die von Meerungeheuern bewohnt ist. Oswalts Rabe wird von den Meerfrauen gespeist.

Die auf den Burgwällen des Geruthus gereihten Pfähle trugen abgehauene Menschenköpfe. Aaron liess allen Freiern Spanges den Kopf abschlagen; nach der Wiener Bearbeitung hat er vierthalbhundert Königs Kind getötet; in dieser Zahl sind wieder die Jahrestage symbolisiert, aber auf andere Weise, als durch die vierthalbhundert Kleider Oswalts, nämlich als vergangene. Durch diese Vorstellung nähert sich die Oswaltsage der Anschauung Saxos, dass Geruthus in der Unterwelt wohne.

Vor des Geruthus Burg erblicken die Ankömmlinge Hunde von aussergewöhnlicher Wildheit (vgl. die Hunde Geri und Freki in Fiölsvinnsmal), welche Thorkillus mit einem Köder beschwichtigt (vgl. wie nach dem Zauberspruch St. Peter den Wölfen und Hunden ihre Rüssel schliesst). Der Rabe sah bei seiner Ankunft vor Aarons Burg Hunde und heidnische Männer; er wartet, bis sie gegessen und getrunken haben, dass ihnen der Zorn entschwinde.

2. Thorstein Bärmagns Sage, Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. I, S. 410—432 hat Züge, die zwischen dem eddischen Geirrödh und der Oswaltsage vermitteln. Sie trennt die Gestalt Geirrödhs in drei Personen: Geirrödh, Godmund (diese beiden auch bei Saxo; mit Godmund vgl. den Wirt in den Märchen) und den Jarl Agde. Godmunds Burg heisst Gläsiswall (vgl. den Glasberg der Märchen), Agdes Bezirk heisst Grund und liegt zwischen Riesenland und Jötunheim, Oertlichkeiten, die zwischen Geirrödhs Behausung nach der Edda und derselben nach Saxo, vermitteln dürften. Mit Beziehung auf den Jarl Agde wird der Zug von der Brautwerbung, welcher in der Edda und bei Saxo fehlt, erhalten. Aber auch in der

Thorsteinsage ist nichts mehr von einer dem deutschen Oswalt oder nordischen Swipdag entsprechenden Gestalt vorhanden. An seiner Stelle tritt Thorstein, der wohl Thor vertritt, als Werber auf. Er trifft auf dem Gute des Jarl Agde in einem Obstgarten eine grosse, schöne Jungfrau, Agdes Tochter Godrun. Thorstein fragt sie: willst du mit mir ziehen und den rechten Glauben annehmen? Sie antwortet: Nur wenig Gutes ist hier, von dem ich mich trennen müsste; denn meine Mutter ist tot; meine Eltern waren sich an Gesinnung sehr ungleich, denn mein Vater ist voll Zauberei; also will ich mit dir ziehen. Der sie verfolgende Agde, sobald er Thorsteins Schiff zu sehen bekommen, wurde von solchen Augenschmerzen überfallen, dass er nichts sehen konnte. Sie giengen zu Schiff, kamen nach Norwegen und hielten Hochzeit.

Ursprünglich wohl nur an der Fahrt beteiligt, ist Thor (Thorstein) hier Hauptperson und selbst Werber geworden. Mit der blendenden Wirkung von Thorsteins Schiff, welche in einem Thormythos nicht begründet wäre, vgl. die Angabe im Leben der Heiligen, Zingerle Oswaltleg. IV: Oswalt liesz si (die Schiffe) mit liechtem karfunkelstain machen, das si davon pey der nacht als wol gesahen als pey dem tag. So leuchten einzelne Züge noch verräterisch durch.

Donnars Beteiligung an der Brautwerbung.

Nach der Oswaltsage könnte es scheinen, als ob Donnars Beteiligung an der Brautwerbung in Deutschland verloren gegangen sei, wie im Norden Balders oder des Tages Gestalt aus dem Geirrödhsmythos verschwunden ist. Aber dem ist nicht so. Die Oswaltlegende zwar lässt Donnar bei Seite; ein mit ihr zusammengehöriges Märchen aber stellt ihn lebhaft in den Vordergrund.

Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben Nro. 6, Donner, Blitz und Wetter.

Ein alter König verordnete, sein Sohn sollte darüber wachen, dass seine drei Töchter erst sechs Jahre nach seinem

Tode heiraten dürften. Da wurden sie einmal in Abwesenheit ihres Beschützers von den Brüdern Donner, Blitz und Wetter, die sich eine Zeit lang in der Nähe des Schlosses als Werber aufgehalten hatten, geraubt. Der junge König will sie suchen bis an der Welt Ende. Nach langer Zeit kam er in einen grossen Wald und mitten drinnen an ein schönes Schloss, aus dessen Fenster ihm die älteste Schwester zurief: „O Bruder! zu einer unglücklichen Stunde bist du ausgezogen und hieher gekommen! Mach, dass du fortkommst! Es wohnt hier der Blitz und der ist mein Mann. Wenn er heimkommt und dich findet, wird er dich umbringen.“ Er aber wollte nicht weichen. Da kam der Blitz nach Haus, begrüßte den König freundlich und lud ihn ein, da zu bleiben, so lange es ihm gefallen möge. Das that er. Nun suchte der Blitz dem König mit allerlei Spielen die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich kegelten sie mit einander. Die Kegelbahn aber war eine Stunde lang; dabei hatte die Kugel die Eigenschaft, dass sie immer von selbst wieder zurückkam und dazu brauchte sie jedesmal zwei volle Stunden. Der Blitz warf so heftig, dass die Kugel weit über das Ziel hinausgieng und tief in einen Felsen drang und dennoch immer wieder zurückrollte. Nach acht Tagen reiste der König weiter und kam zum zweiten Schloss, wo der Donner mit der andern Schwester wohnte. Hier wiederholt sich dasselbe, auch mit dem Kegelspiel, wie beim Blitz. Nach weiteren acht Tagen kam er zum Schlosse, wo Wetter mit der dritten Schwester wohnte. Auch hier derselbe Empfang.

Weil Wetter die Jagd über alles liebte, lud er ihn ein ihn zu begleiten. Da erblickte der König im Walde plötzlich einen Hirsch, der war so wunderschön, wie er noch nie einen gesehen hatte. Allein der Hirsch schien ihn zu necken. Er liess den König immer ganz nah herankommen und wenn dieser seinen Pfeil abschoss, so sah er alsbald in der Ferne den Hirsch ganz munter weiter spazieren; das gieng mehrere Stunden lang so fort, indem der König nicht merkte, dass er seinen Jagdgefährten schon lange verloren hatte. Plötzlich war auch der Hirsch verschwunden und der König wusste

nicht, wo aus noch wo ein, bis er auf einen grossen, freien Wiesgrund kam und daselbst einen Schäfer fand, der eine Herde Schafe hütete. Von diesem hörte er, wie weit er sich schon verirrt hatte und dass der Hirsch sein Schwager Wetter war, der diese Gestalt angenommen, um ihn irre zu führen.

In diesem Märchen ist der Eine Donnar dem Namen nach verdreifacht, der Gestalt nach verdoppelt. Der Name Wetter (= Gewitter) passt nicht zu der Erscheinung in Hirschgestalt; dieser Name ist nach Verlust des ächten aus dem Wesen des Bruders geschöpft worden. Donners Name haftete, weil er verständlich blieb. Am Blitz ist so viel ersichtlich, dass ein Dritter beteiligt war, der früher wohl eigenartig, nun auch mit Donner ausgeglichen erscheint. Der Mythos, der das Märchen erzeugt hat, wusste wohl nur von Entführung einer einzigen Königstochter; die Dreizahl erinnert an die mit Spange entfliehenden Jungfrauen und an die Kammermädchen im eisernen Johann und der Prinzessin von Portugal. Der verlockende Hirsch spielte seine Rolle gewiss nicht nachträglich, sondern um durch Verleitung des Beschützers Gelegenheit zur Entführung zu schaffen. Hierin darf man getrost der Oswaltsage folgen. Das Märchen ist gegen letztere dadurch wertvoll, dass es die Beteiligung Donnars bei der Werbung und Entführung auch für Deutschland sicherstellt und so zwischen der Oswaltsage und dem Mythos von Geirrödh vermittelt. Ebenso wertvoll ist es, dass der in den Hirsch verwandelte Gott als Bruder Donnars auftritt, was für die Gleichsetzung Balders und des Hirsches angeführt werden darf. Der König, der die Schwestern sucht, ist sicher ein Riese; nur ein solcher kann sich mit Donner im Kegelspiele messen. Diese Scene, in Deutschland harmloser gefasst, stellt sich neben die Spiele in Geirrödhs Halle, nur sind die Rollen vertauscht, da der Riese zu dem Gott kommt und von diesem zum Spiele geladen wird. Die abweichende Fassung des Märchens kommt daher, dass das Riesische des Königs vergessen und das Göttliche der Brüder ins Ungeheuerliche gewendet ist; weshalb das Märchen auch die Partei des Königs ergriffen hat.

Noch ist zu bemerken, dass der König, nachdem ihm der Hirsch, d. i. der Tag, entschwunden ist, auf einem grossen, freien Wiesengrund einen Mann findet, der eine Herde Schafe hütet. Das ist der Mond oder ein Sternbild, die Herde die Sterne, der Wiesengrund der nächtliche Himmel.

Donners Werbung hat sich in einer Sage von Kloster Preetz, wo merkwürdigerweise auch eine Hirschsage haftet, selbständig erhalten. Müllenhoff, Sagen, M. u. L. der Herzogt. Schleswig, H. u. L. Nro. CXXXIV: Mehrere Wochen hindurch zog sich täglich ein Gewitter über Preetz zusammen und stand immer gerade über dem Kloster. Da erklärte eine Nonne, dass das Gewitter sie holen wolle; im Traume wäre es ihr angezeigt, und sie bat, man möchte sie hinausgehen lassen. Das Gewitter wiederholte sich noch immer. Darum gieng sie eines Tages mit zwei Schwestern hinaus auf den Degenkamp und plötzlich kam ein starker Donnerschlag und der Blitz nahm das Fräulein aus der Mitte ihrer Begleiterinnen. Nur eine Locke und ein Pantoffel entfiel ihr; die sind lange im Kloster aufbewahrt. Das Gewitter aber war vorüber.

Schluss des vorhergehenden und ein weiteres Märchen.

Auf den Rat des Schäfers gewinnt der König den Wolfs-, Fisch- und Hornisskönig zu seiner Hilfe. Auf dem Heimweg übernachtete er am Ende des Waldes in der Hütte einer alten Zauberin, der Mutter von Donner, Blitz und Wetter, die bei Nacht auch dorthin kamen. Da hörte er, wie sie beschlossen, ihm Arbeiten aufzugeben, die er nicht ausführen könne, sonst sei es um ihre Herrschaft geschehen. Nun wurde ihm aufgegeben, drei Nächte die Pferde der Zauberin zu hüten und keines zu verlieren. Auf der Waide verschwanden die Pferde jedesmal, aber jedesmal hilft einer der Tierkönige sie in seinem Reiche finden. Die Pferde waren aber Donner, Blitz und Wetter.

Als er sie zum drittenmal heimführte, ward die Alte sehr traurig und sagte: „Ich will dir ein anderes Pferd schenken, auf dem du heimreiten kannst.“ Das hatte vier Köpfe und war ein hölzernes Bildwerk; die Köpfe aber stellten eigentlich ihre drei Söhne vor und der ihrige war der vierte. Dem König aber rief eine Stimme vom Himmel zu: „Nimm das Schwert, welches das eine Pferd im Munde hält, und haue dem Zaubertiere die vier Köpfe ab, so werden deine Schwestern erlöst sein. Sowie er dies gethan, stand ein wirkliches, wunderschönes Pferd da; das bestieg er und ritt eilig zu seinen Schwestern. Der König nahm unermessliche Schätze aus den drei Schlössern mit sich und behielt seine drei Schwestern bei sich bis an ihr Ende.

Es ist bezeichnend, dass es sich zwischen den Riesen und den Göttern um die Herrschaft handelt. Die Verwandlung in Pferde bezog sich ursprünglich gewiss nicht auf drei Götter, sondern nur auf einen, welchen ich hinter Blitz vermute und welcher für einen deutschen Loki gelten dürfte. Wie oben gesagt, das Märchen hat durch seine Parteinahme für den ursprünglich riesischen Königssohn den Sachverhalt etwas verschoben. Die Geschichte von den Pferden wird in besserer Fassung in dem folgenden Märchen erzählt.

Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen, Nro. 23, Das Rosenmädchen.

Eine Waldfrau hatte einen armen Waisenjungen, der sich verirrt hatte, in ihr Haus genommen und pflegte ihn wie eine rechte Mutter. Als er gross war, sagte er eines Tages: „Mutter, ich muss fort, ich will das Rosenmädchen suchen.“ „Das ist weit und wird von einem Drachen bewacht.“ Da gab ihm seine Mutter eine Schelle und sprach: „Wenn du etwas wünschst, so läute damit“. Er kam zur Bienenkönigin, die liess ihm von einer Biene den Weg zeigen. Sie führte ihn über eine grosse, grosse Wiese und sie kamen dann an einen Wald. Am Ende des Waldes wohnte das Rosenmädchen in einem grossen Schloss. Da verdingte er sich als Gänsejunge und weidete immer in der Nähe des Gartens. Hier sah

er das Rosenmädchen jeden Tag und es war sehr schön. Es fuhr jeden Abend in die Stadt zum Ball. Am Abend läutete er mit der Schelle. Da stand vor ihm ein kupfernes Ross und lag daneben ein kupferner Mantel. Den legte er um, setzte sich auf und kam zum Ball. Dort ging er stets mit dem Rosenmädchen und das hatte seine Freude an ihm. Noch ehe der Ball aus war, machte er sich heimlich fort und hütete wieder die Gänse. Den andern Abend ebenso: silbernes Ross und silberner Mantel. Am folgenden Morgen erzählte das Rosenmädchen abermals seiner Mutter von dem schönen Jüngling. Diese fragte, ob sie ihn denn nicht gezeichnet hätte. Sie sagte: „Nein“. „So wickle ihm das nächstemal ein wenig Pech ins Haar“. Am dritten Abend: goldenes Ross und goldener Mantel. Da wickelte sie ihm das Pech ins Haar. Am andern Tag erkannte sie ihn daran. „Du bist unser Retter“, rief sie. Die Mutter sprach: „Auf, dass wir entfliehen, noch schläft der Drache, erwacht er aber bald, so sind wir verloren!“ Da schellte der Hirtenjunge dreimal: sogleich stand das kupferne, silberne und goldene Pferd bereit. Rosenmädchen sass auf's goldene Ross mit dem goldenen Mantel, die Mutter auf's silberne mit dem silbernen Mantel, er auf das kupferne mit dem kupfernen Mantel. Im Schlosse aber schlief der Drache in einem mächtigen Fass mit drei eisernen Reifen seinen Jahresschlaf. Der war gerade zu Ende. Da sprangen donnernd die Reife, der Drache erwachte. Er eilte in den Stall und schwang sich auf seinen Fohlenhengst. Bald hatte er sie erreicht. Er sprach zum Jüngling: „Ich könnte dich, du kleiner Erdenwurm, zerschmettern, allein das brächte mir wenig Ruhm.“ Da nahm er ihm die Schelle, die drei Rosse, das Rosenmädchen und seine Mutter und sprach höhrend: „Du könntest das Rosenmädchen wohl erlösen, wenn du ein Ross, wie ich, von meiner Mutter bekämost; allein das wird nimmer geschehen.“

Damit zog er heim und legte sich wieder in sein Fass zum Jahresschlaf und die eisernen Ringe legten sich von selbst darum. Das Rosenmädchen und seine Mutter waren nun wieder

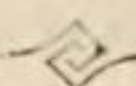
einsam ; es zog nicht mehr auf den Ball, sondern dachte immer an seinen Retter. Der Knabe gewann nun einen Raben, einen Fuchs und einen Fisch zur Hilfe. Er kam zu einem Häuschen im Wald ; hier wohnte die Mutter des Drachen und er nahm bei ihr Dienst. „Du sollst mir meine Stute hüten! Was soll ich dir geben auf's Jahr?“ sprach die Alte. „Nur ein Füllen!“ sagte der Knabe. „Bringst du mir aber abends die Stute einmal nicht heim, so ist es mit deinem Leben am Ende.“ Die Stute verschwindet auf der Waide. Der Rabe hilft sie in den Wolken, wo sie gefüllet hatte, holen. Am folgenden Tag geht's ebenso ; der Fuchs hilft Stute und Füllen in der Berghöhle, wo sie wieder gefüllet hatte, holen. Am dritten Tag gehts wieder so ; da hilft der Fisch sie auf dem Meeresgrunde, wo sie gefüllet hatte, holen. Die Alte konnte nun Stute und Füllen nicht mehr verbergen und der Knabe weidete sie, bis das Jahr um war. Da wählte er das älteste Füllen zum Lohne, das war eine schöne Stute geworden, und ritt hin, das Rosenmädchen zu befreien. Der Fohlenhengst des Drachen wieherte, dieser erwachte und schwang sich auf ihn ; der aber bäumte sich, der Drache stürzte herunter und wurde von dem Hengste zerstampft. Der Hengst lief der Stute nach, als der Knabe abgestiegen war, und beide zurück zur Alten. Der Knabe stieg über die Gartenhecke, empfing Rosenmädchen und war nun Herr vom Schloss ; hatte auch seine Schelle und die drei Wunderrosse wieder. Darauf hielt er Hochzeit und lebte herrlich und in Freuden.

Der Drache stimmt als Feuerwesen mit Gaudon und Geirrödh überein, als Verfolger der Fliehenden auch mit dem Teufel in dem Märchen Seite 85—89 ; die Besitzerin der Pferde ist hier richtiger aufgefasst als im vorausgehenden Märchen ; sie ist nicht Götter- sondern Drachen- oder Riesenmutter. Der zweite Teil des Märchens hilft die entsprechende Darstellung des vorhergehenden zurechtstellen. Der Anklang an den eddischen Mythos von Svadilfari ist unverkennbar, ebenso die Selbständigkeit der deutschen Ueberlieferung, in der es sich nicht um einen Winter-, sondern um einen Feuer-

riesen handelt. Das Rosenmädchen entspricht der Spange; ihr Freier in silberner und goldener Rüstung ist derselbe wie in den Märchen des I. Abschnittes. Die Mutter Rosenmädchens gleicht nicht der alten Heidin Aarons, die als Wölfin in die Hölle kommt; sie erinnert vielmehr an Godruns Worte in der Thorsteinsage: „Meine Eltern waren sich an Gesinnung sehr ungleich.“

Sechster Mythenkreis.

Balders Tod.



I. Der Gott.

Stephanus, Simeon, Bonifazius, Oswalt.

Bugge hat vielen Stoff gesammelt, um zu beweisen, dass der nordische Baldermythus aus christlichen Legenden zusammengefloßen sei. Wie die letzteren entstanden sind, darüber läßt er uns im Unklaren; dass sie nicht selbst wieder aus deutscher Vorstellung und Ueberlieferung gefloßen sein können, steht ihm einfach fest. Aus dem seitherigen Stoffe schöpfe ich die Frage: warum haben sich Mythen, die nach dem Merseburger Spruch und nach Saxo Grammatikus zum Baldermythus gehören, an Stephanus und Simeon, an Bonifazius und Oswalt geknüpft? Erstere reiten, ihr Pferd verrenkt sich oder hat sich überanstrengt; letztere wecken Quellen, ohne dass die geschichtlich-christlichen Nachrichten auch nur den geringsten Anlass zu solchen Vorstellungen gaben. Ich kann die Frage nur so beantworten: ihre Geschichte muss sich in einem bestimmten Punkte mit dem Baldermythus berühren und dadurch Veranlassung gegeben haben, dass sie zu Balders Vertretern gewählt wurden. Erst als solche übernahmen sie auch mythische Züge, die in ihrer Geschichte nicht begründet sind. Welches aber ist jener Vergleichungspunkt? Bei allen vier Heiligen gewiss nur deren Tod; bei Stephanus, Simeon und Bonifazius weiss ich überhaupt keinen andern, bei Oswalt, welcher nach der Geschichte als Märtyrer im Kampf gegen die Heiden fällt und nach der Legende auf seinen baldigen Tod hingewiesen wird, wenigstens keinen bedeutenderen. Also muss auch Balders Tod der deutschen Mythologie angehört haben.

Blutstropfen und Wunden Christi.

Neben jene Heilige ist für diesen Mythenkreis auch Christus zu stellen, an dessen Tod sich Vorstellungen von Balders Tod geheftet haben.

In Zaubersprüchen wird Christi Blut häufig zum Waff en - bann erwähnt. Diese Vorstellungsverknüpfung gründet sich nicht auf die evangelische Geschichte, sondern viel einfacher auf den Mythos von der Waffenfestigkeit Balders, dessen Tod nur durch eine ganz ausserordentliche, ungewöhnliche Waffe erfolgt ist, so dass man glauben konnte, dass sein Blut noch gegen alle gewöhnlichen Waffen feie. Von Zaubersprüchen will ich nur die hiehergehörigen aus den von mir in den württb. Vierteljahrsheften 1890 veröffentlichten anführen:

Nro. 7: dadurch (durch unsers Herrn Jesu wahres Blut) seind eure Büchsen, Pistolen und Degen versprochen und verstopft; durch die hl. 3 Blutstropfen sei es euch zur Busse gezählet.

Nr. 96: Es sind drei hl. Blutstropfen Gott dem Herrn über sein hl. Angesicht geflossen; die 3 hl. Blutstropfen sind vor das Zündloch geschoben.

Es wird wohl keiner weiteren Bemerkung bedürfen, dass die Formeln oder die Vorstellung, die sie enthalten, älter seien, als die Erfindung der Feuerwaffen.

Nro. 26: Eure Gewehr, Kugel und Degen seind gebunden
Mit J. Chr. hl. fünf Wunden.

Nro. 107, vgl. 95 und 214: Eure Büchsen und Kanonen seind euch verstopfet mit J. Chr. hl. Blutstropfen; eure Säbel, Messer, Spiess, Degen, Gabeln und Helparten seien euch verbunden und werden so weich, wie J. Chr. hl. fünf Wunden.

Nro. 234: Ich beschwöre dich, Geschütz, Stahl und Eisen, alle Waffen gut und bös, bei Christi Blut und bei den 5 Wunden, bei diesem und bei der Hochzeit Christi, dass ich nicht beschädiget kann werden.

Christi Blut schützt auch noch vor andern Dingen:

Nro. 19: J. Chr, sein hl. Fleisch und Blut
Sei mein Harnisch und eiserner Hut,
Dass mich kein Baum fällt,
Dass mich kein Wasser schwellt,
Dass mich kein Degen nicht beschädiget,
Dass mich kein Kugel nicht verletzt,

Es sei gleich von Eisen oder von Stahl, von
Messing, Stein und Blei,
So mach mich J. Chr. von allen meinen Fein-
den frei!

Nr. 74: Gott V., S. u. hl. G. bewahren mir mein Leib
und Seel, Blut und Fleisch,

Dass mich kein Brunn nicht fäll,
Dass mich kein Wasser nicht schwell,
Dass mich kein toller Hund nicht beiss,
Dass mich kein Schuz und Kugel nicht treff,
Dass mich kein Wehr und kein Waffen nicht
schneid,
Dass mir kein Dieb nichts stehl;
Und wann es soll kommen auf meinen Leib,
So soll es werden wie unsers lieben Herrn
Gottes sein Schweiss.

Nro. 348: Jesus behüte mich N. N. vor allerlei Gewehr
und Waffen, was seit Christi Geburt gewachsen, geschmiedet,
es sei Eisen, Stahl, Blei, Nägel oder Holz!

Jesus behüte mich N. N. vor Totschlagen und Bomben,
vor Donner und Blitz, Feuer- und Wassersnot, vor Ketten
und Kerker, vor Gift und Hexerei, vor böse Hund und Blut-
vergiessen!

N. N. halte Geschütz und Degen oder Spiess an das
Kreuz Christi und seine hl. fünf Wunden, dass ihre Schneide
möge so weich werden, wie das Blut Christi am Kreuz!

Alles Geschütz, Wehr und Waffen wird keines an mir
haften, auch alle ihre Kraft müsse an mir verloren bleiben
und alle ihre Streiche verlieren ihre Gewalt!

Nr. 360: Des hl. Geistes Haupt sei Busse,
der Himmel ist mein Schild,
mein Leib ist Stahl,
mein Herz sei Elfenbein!

Heut müssen mir die Geschütz und Waffen so lind und
weich werden, als der blutige Schweiss war, den unser lieber
Herr Jesus hat vergossen aus seinem hl. Leib und Seiten.

So gesegne mich heut das hl. Kreuz Christi vor allerlei Waffen, die geschmiedet worden vor oder nach Christi Geburt.

Das hl. Paradies sei mir offen;
Vor allem Geschütz und Waffen

Sei mein Leib verschlossen,
dass meine Feind meinen Leib nicht nicht schiessen, hauen,
stechen noch schneiden!

Von solchen Segen werden merkwürdige Erfolge berichtet,
die zum Teil an Balders Waffenfestigkeit erinnern dürften.

Nro. 349: Graf Philipp von Flandern hatte einen, welcher das Leben verschuldet hatte; und als ihn der Graf wollte richten lassen, konnte ihn kein Scharfrichter richten, kein Schwert wollte ihn schneiden. Da verwunderte sich der Graf und sprach: wie soll ich das verstehen? zeige mir die Sache an, so will ich dir das Leben schenken. Da zeigte er ihm den Brief —:

Das Blut J. Chr. behüte mich N. N. vor allerlei Waffen und Wehr, Geschoss und Geschütz, lange oder kurze Schwerter, so seit Christi Geburt geschmiedet worden sind; vor allerlei Metall, es sei Eisen oder Stahl, Mess oder Blei, Erz oder Holz!

J. Chr. behüte mich N. N. vor allerlei Geschoss und Geschützen, mache also ihre Waffen so weich, wie die Blutstropfen, die J. Chr. am Oelberg vergossen hat!

J. Chr. behüte mich N. N. vor allerlei bösen Berichten hinterwärts, Schlag, Zauberei, Bronnen stellen —, dass ich von keinem Mörder gefangen werde noch gebunden.

Es müssen auch von mir N. N. alle Geschütz und Geschoss, Wehr und Waffen weichen und alle ihre Kraft verlieren, wie Pharao sie verloren hat.

Blut, Kräften, behaltet eure Kraft, wie sie Christus behalten hat, als man ihn gemartert!

Und mit seinen hl. 5 Wunden

Seind ihr angehängt und gebunden.

Es müssen alle Geschütz vor mir verschwinden, wie die Männer verschwunden sind, die dem Herrn Christo die Hände an das Kreuz gebunden.

Nro. 369 : In dem Lande Yberien war ein König, der hatte einen Sohn mit Namen Collomanus, führte ein heiliges Leben in einem Kloster. Es begab sich aber, dass der König, sein Vater, in fremde Lande in einen Streit ziehen musste, bat er seinen Sohn Collomanum, dass er ihm seinen Segen gebe, damit er behütet würde vor allen seinen Feinden und vor allem dem, was ihm schaden möchte. Gott sandte Collomano einen Brief vom Himmel, denselben sollte er seinem Vater geben. Dem König wurde geraten, er solle den Brief an einem verurteilten Menschen probieren lassen, welches auch der König zu thun befahl. Als dem Verurteilten nun der Züchtiger das Haupt abschlagen wollte, konnt er ihn nicht verwunden oder verschneiden. Derselbe Uebelthäter wurde mit dem Brief in einem alten Stadel angezündet. Sehet Wunder! Dem Menschen wurde mitten im Stadel nicht ein Härlein versengt. Nach diesem wurde der Mensch mit dem hl. Brief in ein tieffliessendes Wasser gesenkt, aber nach einer guten Weil auch wieder frisch und gesund herausgezogen. Man gab diesem Menschen noch Gift ein, schoss mit Büchsen und Pfeilen auf ihn, mit scharfen Waffen u. s. w., doch dies alles schadete ihm nicht das geringste.

Da behielt der König den Brief in grossen Ehren und zogen dahin in den Streit und überwandten alle ihre Feinde.

Der goldene Ring.

In der jüngeren Bearbeitung der Oswaltsage heisst es von dem Ring, welchen Spange Oswalt sendet:

540. vnd sage ym schire aber,
was das vingerlein togunt habe.
Wer das vingerleyn gemeit
An seiner hant ys treyt,
der wirt nicht irslagin
545. Off wasser noch uff wegin,
her mag nicht irtrincken
Noch keynerley weise vorsincken.

Vnrechtis todis gerecht
Mag her gesterbin nicht.

550. Das kompt von seyner togunt dar,
Is hot achczen fursten crafft gar.

Von einem solchen schützenden Ring, allerdings in anders gewendeter Vorstellung, wissen auch die Zaubersprüche:

Nro. 235: So einer im Frühling das erstemal das Vieh austreibt, mache er einen Ring um sein Vieh [und spreche:]

Und den Ring hat gemacht Mariam ihr liebes Kind,
und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlössern, dass behüt
mir Gott mein Vieh sein Blut, Milch und Fleisch, dass mir's

kein böser Mensch anschau,
keine böse Hand nicht angreif,
kein böser Wind anweh,
kein Tier beiss
wie auch kein wildes Tier zerreiss,
kein Baum fällt,
keine Wurzel stecke
und kein Dieb nimmt und wegführt.

Im Anfange des erstenmals sei [es] geschlossen und das ganze Jahr mit † † † also fest beschlossen.

Nro. 67: Es mache Gott der Vater einen goldenen Ring um dieses Haus —. Denselben Ring beschliesset unsere liebe Frau Maria mit ihrem lieben Kindlein J. Chr. Die behüten, beschützen, beschirmen, erhalten und bewahren alle Menschen —, was in diesem Haus und Stallung ist und allda gehet aus und ein, vor allem Unglück, Uebel, Grimmen, wildem Feuer, Schaden, Seuchen und Krankheiten, vor allem bösen, wilden Blut, vor allen bösen Feinden und Wind, vor allen bösen Stunden, Tag und Nacht, vor aller Zauberei und vor aller Teufelsmacht und seiner ganzen Meisterschaft und seinem ganzen Anhang, sie seien sichtbar oder unsichtbar — dass sie diesen Menschen und Vieh — keinen Schaden zufügen können oder Uebels thun,
es sei zu Haus oder über Land,
im Feld oder Wald,
in Wiesen oder Heiden,
im Gras, Holz oder Waiden,

es arbeite, ruhe, sitze, liege, laufe oder stehe, so sein sie allezeit mit und in diesen Ring eingeschlossen und für Kugel und Degen verwahrt und sichergestellt mit denen allerheiligsten Blutstropfen des lieben Kindleins J. Chr., die er in seiner Beschneidung und am Stammen des Kreuzes so mildiglich für uns vergossen, versiegelt und verpfändet.

Für solches werden sie, die Zauberer, kein Kraut finden, das solches könnte aufthun, brechen, verrücken noch verwinden —.

Nro. 225: Jetzo will ich ausreiten,
ich will mich umgürten,
ich will mich umbinden
mit einem sicheren Ring.

Wills Gott der himmlische Vater, der wolle mich bewahren, mein Fleisch und Blut, alle meine Aederlein und Glieder auf den heutigen Tag und Nacht —. Da gieng unser liebe Frau auf einen sehr hohen Berg, sie sahe hinab in ein sehr finsternes Thal und ihr liebes Kind unter den Juden stehen so herb, so herb, dass er gefangen, so herb, dass er gebunden so hart; das behüte mich der liebe Herr J. Chr. vor allem, was mir schädlich ist.

Die Erwähnung des gefangenen und gebundenen Sohnes der Maria in einem Segen, wo von einem sichern Ring die Rede ist, weist, mit der obigen Stelle aus der Oswaltsage verglichen, auf die göttliche Fürsorge vor Balders Tod.

Die Trauer der Natur.

Die Trauer der Natur, auf Christi Tod übertragen, ist in folgendem Spruche geschildert: Nr. 34: Als Jesus Christ wegen seiner bitteren Martern und Tod für uns dahingegeben ist, regt sich alles Laub und Gras und alles, was auf Erden wachset, auch unsers lieben Herrn J. Chr. Wasser und Blut, das er allen christlichen glaubigen Menschen [vergiessen] thut, beugen sich wegen seiner grossen Marter, dass der heilige Leib an seinem Kreuze hieng.

Die drei Blumen.

Auf dem Grabe des Gottes wuchsen drei Blumen, Lilien oder Rosen. Das geht aus einer Vergleichung folgender Stücke hervor. In der jüngeren Bearbeitung der Oswaltsage wird ein Ring, den Oswalt der Spange schickte, so beschrieben:

- do stunden drey steine ynne,
dy worn edel vnd gut,
der eyne was dy demut,
175. der andir dy gerechtikeit,
der dritte was dy kewscheit;
dy hatte sinte oswalt
dy drey mit ym mit gewalt.
das vingerleyn ym lip was.
180. zo das her der ny vorgas
hy czu keynen stunden.

Diese drei Edelsteine erscheinen in Sprüchen zum Blutstillen oder Stellen der Feinde als drei Blumen; nach der einen Fassung stehen dieselben auf oder unter Christi Herzen;

Nro. 105: Es stehen drei Blümlein
Auf Jesu Christi Herzlein:
Die erste heisset Demut,
Die andere heisset Langmut,
Die dritte heisset: Wann Gott will:
Reiter, Pferd oder Fussgänger!
Ihr sollt still stehen
Und nicht von dannen gehen,
bis ich euch beurlaub.

Nro. 114: Es liegen drei Rosen unter unsers lieben Herrn
Gottes Herz,
Die erste war die Demut,
Die andre die Sanftmut;
O Blut! steh bei dem N. N. still,
Was der liebe Gott von dir haben will.

Eine Anzahl ähnlicher Sprüche nennt das Grab, darauf die drei Blumen stehen;

Nro. 157: Es stehen drei Blumen auf des Herrn Christi Grab
Die eine ist Gottes Güte,
Die andere ist seine Demut,
Die dritte ist Gottes Will:
Gliederwasser, stehe still!

Nro. 229: Es stehen 3 Lilien auf unsers Herrgottes Grab,
Die erste ist Gottes Mut,
Die andere ist Gottes Blut,
Die dritte ist Gottes Will:
Steh still, Dieb!

Nro. 57: Auf Christi Grab wachsen 3 Ilgen,
Die erste hiess Jugend,
Die andere hiess Tugend,
Die dritte hiess Subul (?)
Blut stand!

Statt des Grabes wird auch des Herrgottes Gut genannt:

Nro. 166: Es standen drei Rosen auf des Herrgottes Gut,
Die erste heisst Demut,
Die andere heisst Sanftmut,
Die dritte stellt das Blut.

Ich halte beide Vorstellungen für alt und ächt, jene, die die Blumen auf Gottes Herzen, und diese, die sie auf seinem Grabe stehen sieht. Mit jener vergl. man Oswalds Ring und die Worte: das vingerleyn ym lip was; mit dieser das Volkslied: Drei Lilien, drei Lilien. Die Verwendung zum Blutstellen oder Feindestellen entspricht genau den früheren Sprüchen, die zu diesem Zweck die Blutstropfen und Wunden Christi erwähnen. Ja, es scheint eine genaue Beziehung zwischen den drei Blutstropfen und den drei Blumen bestanden zu haben. Simrock, Myth. S. 225 sagt: „Aus dem Blute des vom Eber verwundeten Hackelbärend = Odin wurden im nächsten Frühjahr Blumen (Myth. 809); aus dem des Adonis, der so ähnlich ist, spross die Anemone. Von Baldurs Blut ist nichts dergleichen berichtet; da aber Johannes der Täufer seine Stelle im Kalender einnahm und das im Mittelalter so sorgfältig gesammelte und für heilkräftig gehaltene Johannis-

kraut auch Johannisblut heisst (Aberggl. 457), so fehlte wohl auch bei ihm dieser Zug nicht. Ueberall ist dem Blute des sterbenden Gottes wunderbare Kraft beigelegt.“ Das Johannis-kraut heisst deswegen auch Johannisblut, weil die zerdrückten Blütenknospen einen blauroten Saft geben, welcher nach dem Volksmund das Blut Johannis des Täufers darstellt. Eine Art von Steinbrech soll die roten Punkte auf den weissen Blumenblättern von dem Blute Christi bekommen haben. Meier, Deutsche Sagen, S. u. Gebr. a. Schwaben I, 273 giebt an: Als Kain seinen Bruder Abel erschlug, so geschah das auf einem Roggenfelde, welches von diesem ersten, unschuldig vergossenen Blute rot gefärbt wurde. Daher kommt es, dass die junge Roggensaart noch immer ganz rot aus der Erde hervorkeimt.

Die Brüder.

Zu dem Mythenkreise von Balders Tod dürften die über ganz Deutschland verbreiteten Sagen vom Brudermord gehören. Da es aber sehr schwer ist, gerade bei diesen Sagen Historisches und Mythisches auseinanderzuhalten, so führe ich nur folgende Stücke an:

Müllenhoff, Sagen der Herzogt. Schleswig, Holstein und Lauenburg: XLV: Die beiden Brüder in Sundewitt. Einer der Brüder überlässt seine Braut dem andern, so lange er verreist sei. Dieser aber heiratet sie. Beide gewinnen einen Anhang; es kommt zur Erstürmung der Burg, wo der eine den andern erschießt und die Burg zerstört.

A. a. O. XLVI: Die beiden Brüder auf Pellworm. Aehnlich, wie die vorhergehende Sage. Das Mädchen hat hier die Wahl zwischen den Beiden. Nach zwei anderen Sagen ist der Mord während des hl. Abendmahles an heiliger Stätte geschehen: A. a. O. XLVI: Die beiden Brüder in Borsfleth. Sie leben in Feindschaft, versöhnen sich beim hl. Abendmahl; aber der alte Hass bricht wieder los und der Bruder mordet den Bruder am Altar.

A. a. O. XLVII: Der stärkere Nachbar jagt auf dem Gute des ärmeren; in der daraus erwachsenden Fehde unterliegt letzterer, schwört Rache und ermordet jenen während des Abendmahles mit den Worten: „Nun geh und jag im Himmelreich!“

Kuhn, Nordd. Sagen, Nro. 254. Die Steine am Hohen-
spiegel bei Nordhausen. Dort soll von zwei Brüdern, die bei verschiedenen Heeren standen, der Eine den Andern unerkant
erschlagen haben. Als er den Erschlagenen erkannte, habe er sich hier selbst erschossen.

A. a. O. Nro. 285. Der Abendrotsche Turm an der Strasse von Wunstorf nach Hannover. Hier sollen zwei feindliche Generale sich gegenseitig erschlagen haben; vor ihrem Tode aber erkannten sie noch, dass sie Brüder seien. Sie haben Abendrot geheissen. Vgl. Nro. 294: Die Prinzensteine.

Kuhn, Westphäl. Sagen Nro. 66. An der Strasse von Osnabrück nach Melle stehen drei Steinkreuze. Man erzählt, es seien einmal drei Brüder, Namens Abendrop aus Nembden gewesen, von denen haben hier zwei einander erschlagen; der dritte habe sich darauf selbst umgebracht.

A. a. O. Nro. 279. Unweit Aerzen steht der Wolfstein, wo zwei Brüder Namens Wolf begraben liegen sollen; beide standen bei verschiedenen Heeren und beide liebten ein Mädchen zu Aerzen und trafen an dieser Stelle, ohne einander zu erkennen, zusammen. Da hat der Eine den Andern aus Eifersucht erstochen, als er aber seinen Bruder erkannt, sich selbst den Tod gegeben. Kuhn verweist noch auf Schambach und Müller, Niedersächs. S. Nro. 55 mit Anmerkg., Wolf Ztschr. f. d. M. I, 108. 451; Hess. Sagen 243; Harrys, Niedersächs S. I, 53; Pröhle, Oberharzs. S. 201; Unterharzs. Nro. 175.

Lütolf, Sagen aus den fünf Orten, Luzern — Nro. 20: Hans Vinz hat angeblich vor fünfhundert Jahren gewohnt zu Yberg hinter Schwiz auf dem Heimwesen, das man den „Hirsch“ nennt. Er wie seine zwei Töchter besaßen Riesenstärke. Bei den Marktstreitigkeiten zwischen Einsiedeln und Schwiz stand er an der Spitze der letztern Partei. Aber

auch die Einsiedler hatten einen Mann Namens Oechslin, der jenem an Kraft gleichstand und einst an der Ybergeregge selben erschlug. Wo er umgekommen ist, steht noch ein Pfahl, kein Kreuz.

Ich gestehe, dass diese Sagengruppe, die ich hier nur erwähnen wollte, bezüglich des mythischen Kerns einer besonderen kritischen Sichtung bedarf. Aber dass in dieser Sagengattung Anklänge an den Baldermythus vorliegen, scheint mir sicher. Die gemeinsame Braut, der Mord an hl. Stätte, das zu späte Erkennen des Bruders, der Name „Hirsch“ sind hiefür Anhaltspunkte.

II. Der Hirsch.

In den Mythenkreis von Balders Tod gehört der Hirsch, der das Leiden oder das Kreuz Christi zwischen dem Geweihe trägt. Darüber hat Kuhn in der Zeitschr. f. deutsche Philol. I, S. 89—119 unter dem Titel: Der Schuss des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch eine wertvolle Abhandlung geliefert. Dieser Arbeit kann ich nur in dem Punkte nicht zustimmen, dass der Hirsch als Sonnenhirsch wie von Wolf und Simrock auf Fro bezogen ist. Dagegen stimme ich Kuhn bei, wenn er S. 106 sagt: Auch in der deutschen Erzählung müsse, wie in der indischen, der Schuss einen Gott treffen; „das macht schon der Umstand, dass der Hirsch mit dem Kruzifix, die Hostie, der Bildstock, der liebe Gott abwechselnd als Gegenstand des Schusses genannt werden, fast gewiss, und die ausdrückliche Nennung der Sonne daneben lässt kein Bedenken darüber, dass der Schuss dem zum Hirsche gewandelten“ — „Gott“ will ich für „Freyr“ setzen — „gegolten habe“. Ich verweise auf die S. 29 ff. vorgebrachten Gründe und darauf, dass die Edda nichts von einem Schuss auf Freyr berichtet. Für Balder dagegen spricht, nach Kuhns Vergleichen indischer Mythen, eine merkwürdige Uebereinstimmung des von Kuhn S. 96 ff. erwähnten geschlechtlichen Vorgangs mit einer

Angabe des Saxo Gramm. über Balder. Es seien noch einige Gedanken angedeutet, die mir Kuhns Arbeit nahelegt. Der Schütze oder Jäger hat sich in der deutschen Mythologie in nicht weniger als vier untereinander verschiedene Gestalten verteilt. Die Edda und Saxo Gramm. nennen Hödhur oder Hotherus; die deutschen Sagen den Bruder, aber beim Hirsche den wilden Jäger; im zweiten Mythenkreise werden die Unterirdischen, der bulwechs (S. 39) und der Beutelschneider genannt; endlich jagt auch Aaron oder Gaudon nach dem Hirsch. Mit ihm ist der Wolf und der Drache zusammen zu nehmen S. 40 und 43 f. Von Aaron wird allerdings kein Schuss erwähnt, aber dass er seine Tochter heiraten will stimmt genau zum indischen Mythos. Hier hat aber eine Uebertragung dieses Zuges vom Geschossenen auf den Jäger oder Schützen stattgefunden. Die mythologischen Verschiebungen oder Aenderungen vollzogen sich demnach nicht sowohl in Umgestaltung der Einzelzüge selbst, als in Umstellung ihrer Zuteilung und Gruppierung. S. 105 stellt Kuhn den Namen des indischen Tieres *riçya* sogar sprachlich mit *alces* (Cäsar), ahd. *elaho*, mhd. *elch* zusammen, vgl. oben S. 102.

Es folgen nun die Sagen vom Hirsche: Rochholz, Schw.s. a. d. Aargau zu Nro. 413a: St. Eustachius und Hubertus, die zwischen dem Geweih des Hirsches des Gottes Bild erblickt haben, sind die ersten durch ihn bekehrten Jäger und so die christlichen Schutzpatronen des Tieres. — Davon abweichend: Schambach-Müller, Nieders. Sagen Nro. 102: Mitten in einem Gehölz, der Hainberg genannt, bei Sillium, befindet sich die Hubertushöhle; die Stelle wird jetzt gewöhnlich das Jägerhaus genannt. In früheren Zeiten, wo noch alles katholisch war, sollen sich hier oft viele katholische Geistliche an der Jagd belustigt haben. Ein solcher war auch Hubertus, sonst ein recht frommer Mann, aber auf die Jagd gar sehr erpicht. Seit langer Zeit hatte dieser keinen Hirsch geschossen und verlangte recht darnach, wieder einmal einen Hirsch zu schießen. Da gieng er am Christabend hinaus auf die Jagd und sprach zu seinen Genossen, heute wolle er einen Hirsch schießen,

und wenn dieser das hl. Kreuz Christi zwischen den Hörnern trüge. Es war heller Mondenschein, da sieht er etwa fünfzig Schritte vor sich einen grossen Hirsch aufspringen; er schiesst darnach und trifft ihn auch so gut, dass er gleich tot niederstürzt. Er geht hin zu dem Hirsche und sieht zu seinem Schrecken, dass ihm wirklich das hl. Kreuz zwischen den Hörnern hängt. Voll Bestürzung und Angst geht er nach Hause. Nach seinem Tode muss er mit seinen Hunden als Hassjäger in der Luft daher ziehen und jagen. Vgl. Kuhn, S. a. Westph. Nr. 357. Nordd. Saden Nro. 281.

In letzterer Darstellung wird derselbe Jäger Hackelberg genannt und beigelegt, dass zum Andenken an jene grause That ein Stein auf dem Hainberge gesetzt sei, auf welchem ein Hirsch mit dem Leiden Christi abgebildet ist.

Kuhn, Sagen a. Westph. I Nro. 136: Der Jäger Goi ist ein so leidenschaftlicher Jäger gewesen, dass er selbst an hohen Festtagen, ja einmal am stillen Freitag jagte. Als er nichts hat erjagen können, sagte er, er müsse heut noch ein Wildpret haben, und sollte es ein Hirsch mit einem Cruzifix sein. Sogleich ist ein schöner Hirsch mit mächtigem Geweih und zwischen demselben ein Cruzifix vor ihm gestanden. Er hat losgedrückt und das Tier ist zusammengesunken. Als aber das Blut aus der Wunde geströmt, da ist Reue über ihn gekommen und er hat es mit der Hand zurückhalten wollen; aber nun ist es zu spät gewesen und er muss darum ewig jagen. Zum Andenken daran hat man ihn, wie er das Blut mit der Hand zurückzuhalten bemüht ist, abgebildet, und dies Bild vor der Stadt Recklinghausen aufgestellt. Kuhn merkt an: Das Bild wird offenbar das des heiligen Hubertus sein.

A. a. O. Nro. 193: Aus Hemschlar. Ein böser Graf gieng fast jeden Sonntag auf die Jagd. Einmal am Sonntag, als die Leute alle in der Kirche waren, sah er einen prächtigen Hirsch und sogleich giengs mit Jägern und Hunden hinter ihm her; allein so sehr sie sich auch mühten, sie konnten nicht an ihn kommen, bis endlich der schöne Hirsch stehen blieb und der Graf zwischen seinem Geweih ein schönes goldenes

Kreuz erblickte. Der Hirsch war nämlich Christus, welcher jetzt dem Grafen sagte: Nun sollst du jagen bis an den jüngsten Tag. So ist's denn auch geschehen und jener Graf ist der wilde Jäger.

A. a. O. Nro. 204: Leute aus Schmallenberg jagten einmal unter der Hochmesse im Oberkirchener Walde auf der Höhe des Bergs; da sieht einer von ihnen plötzlich eine weisse Gestalt im Dickicht erscheinen und gleich danach erscheint noch eine und noch eine und bald schwebt der ganze Wald voll weisser Gestalten und mitten daraus hervor stürzt ein Hirsch, der ein Cruzifix zwischen dem Geweih trägt. Da sind die gottlosen Jäger schleunigst umgekehrt und haben nie wieder unter der Hochmesse gejagt.

A. a. O. Nro. 359: Aus Bockenem. Da wo jetzt der Tilsgraben ist, hat ehemals ein Schloss gestanden, in welchem der Herr von Tils gewohnt hat. Er ist ein wilder und wüster Mensch gewesen, der eines Christtags zu seinem Jägerburschen gesagt hat, heute müsse er noch ein Wildpret haben und solle sein Schloss darüber untergehen. Der Jägerbursche gieng in den Wald; hier hat er aber einen Hirsch angetroffen, der das Leiden Christi zwischen dem Geweih gehabt; da ist es ihm eiskalt übergelaufen, er hat die schon angelegte Flinte herabgenommen und ist wieder heimgegangen. Als er seinem Herrn erzählt hat, was er gesehen, hat ihn der in grimmigem Zorn angefahren, warum er den Hirsch nicht geschossen und er solle sogleich wieder hinaus und ihn suchen. Da hat er dem Befehl gehorcht, ist zum zweitenmal hinausgegangen und hat den Hirsch geschossen. Als nun der Hirsch gebraten war, und der Herr von Tils mit wüstem Zechen bei der Tafel sitzt, eilt plötzlich der Jägerbursch herein und sagt ihm, wie sich eine Stimme hören lassen, die da verkündet, dass das Schloss untergehen solle. Herr von Tils hat sich aber das nichts kümmern lassen, sondern gar gerufen: so mag es in's Teufels Namen untergehen! Da ist der Jägerbursch aus dem Saal und Schloss hinweggeeilt und wie er eine kleine Strecke fort gewesen ist, sieht er sich um, da ist das Schloss in die Tiefe

gesunken und an seiner Stelle ist der Tilsgraben. Nro. 361: Ein anderer erzählte, der Hahn habe gekräht:

Dillejân.

Dîn slott sall unnergân,
und davon, dass der Ritter Dillejan geheissen, habe der Teich den Namen Dilsgraben bekommen.

Sonst begegnen noch in demselben Sagenkreis die Namen Killejan und Julejan, auch Ilian, Aldrian. Dies erinnert an den Julianus bei Seb. Brant II f. m. 145b (Wolf, Beitr. II, S. 425): „Nach dem was ein ander Julianus, der was auch ein Christen. Vnd zu einer Zyt jagt er einen Hirtz vnd was die Wyl Nyemand by ihm weder Hund noch Kuecht. Do kert der Hirtz seine Hörner gegen im vnd sprach mit menschlicher Stimm: Juliane, warumb jagest du mich? Du würst deinen Vatter vnd deine Mutter zu Tod schlahen. Do erschrack er ser vnd schied gar trauriglich von ihm. Diese Sage zweigt in einen andern Mythenkreis ab. Um so wichtiger ist die vorhergehende. Sie unterscheidet zwischen dem Herrn von Tils als dem bösen Urheber der That und zwischen dem Jägerburschen, der sie wider seinen Willen vollbringen musste. Ebenso ist die Unterscheidung zweimaliger Begegnung mit dem Hirsche wichtig. Eines Vergleiches mit dem Hergange bei Balders Tode wird es kaum bedürfen.

Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sagen Nro. CXXXIV: Vor Zeiten bedeckte ein grosser, ungeheurer Wald die Gegend, wo jetzt Kloster Preetz liegt. Dort jagte einmal Graf Albrecht von Orlamünde. Ein edler Hirsch sprang auf und lange verfolgte der Graf das fliehende Tier, bis es mit einem Male unter einer grossen Eiche stille stand und den Grafen ruhig anblickte, als wenn es den Tod nicht fürchte. Schon legte er an, um es niederzustrecken, als ein glänzendes goldenes Kreuz zwischen seinem prächtigen Geweih sichtbar ward. Da erkannte der Graf, dass der Ort heilig sei und schonte des Hirschen. Er baute das Kloster dahin.

Die Sage vom Hirsch mit dem Leiden Christi ist also vorzüglich in Norddeutschland verbreitet. Aber auch in Süd-

deutschland findet sie sich Lütolf, Sagen a. d. 5 Orten Luzern u. s. w. Nro. 483 nach Lang hist. Grundr. I, 780: Es ist uralte Ueberlieferung, dass ein unbekannter Jäger von fernen Landen her einen Hirsch gejagt habe bis auf den Platz, wo nun die Wallfahrtskapelle in der Jagdmatt bei Erstfelden, Kt. Uri, viel besucht wird. Da habe diesem Jäger Christus in einem Schweisstuch zwischen dem Geweih des Hirsches sein gebenedeites Angesicht wunderbar gezeigt, worauf der Mann sich bekehrte und an selbem Orte sich eine Wohnung einrichtete. Deshalb heisst der Ort Jagdmatt.

Wenn Rochholz, Schw.s. a. e. Aargau zu Nro. 413a erwähnt, dass im Siegel des Kapitels der Grossmünsterabtei in Zürich erst später der Hirsch mit dem Kreuze, statt der Kerzen geführt werde, so ist doch möglich, dass Sagen, wie die obige und die von Hubertus dieses Kreuz veranlasst haben.

Schuss gegen die Sonne.

Sehr lehrreich ist es, die Sagen zu vergleichen, nach welchen der wilde Jäger oder der Freischütz einen Schuss in die Sonne gethan hat, vgl. Kuhns Aufsatz. Denn die Sonne steht zu Balder, dem persönlichen Sonnenschein, in engster Beziehung; ist sie doch nach dem fünften Mythenkreise seine Gemahlin. Auch mit dem Tiere des Gottes steht sie in Berührung: nach Nodnagel, Hess. Sagen in Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I S. 76 f sagt man in der Gegend von Osterode: Wer ein schwarzes Tuch nimmt und sieht am ersten Ostertage durch dasselbe gegen die Sonne, der wird in ihr das Osterlamm tanzen sehen. Temme, Sagen der Altmark Nr. 85: Wenn man am Ostermorgen vor Sonnenaufgang ein Gefäss mit Wasser hinstellt, kann man darin das Osterlamm sehen.

Meier, Sagen, S. u. Gebr. a. Schwaben I, 316, 2: Im Turme der Kirche zu Oberhofen, eine Viertelstunde von Göppingen, liegt eine schwere eiserne Kugel, von der manche sagen: der Kaiser Friedrich der Rotbart habe einmal im

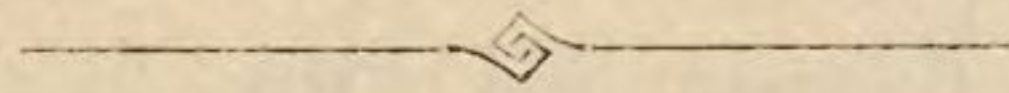
Uebermut diese Kugel gegen die Sonne geschossen und da sei sie in der Kirche Oberhofen niedergefallen.

A. a. O. I, 126 : In der Umgegend von Freudenstadt, ebenso in Neuenbürg und Wildbad erzählt man, der ewige Jäger habe in der Weihnacht oder Charfreitagsnacht gegen die Sonne geschossen, worauf Blut herabgeflossen sei. Dies Blut habe er in einem Tuche aufgefangen und Bleikugeln damit benetzt und mit solchen Kugeln habe er alles treffen können, was er nur habe erreichen wollen. Seien die Kugeln verschossen gewesen, so habe er einen frischen Schuss gegen die Sonne gethan. Dafür muss er nun jagen und zieht mit Hundegebell und Jagdgetöse in der ganzen Welt umher. In Lossburg dagegen sagt man: der ewige Jäger habe einst ein schönes Stück Wild verfolgt und nicht erreichen können. Da habe er geschworen, haben müsse ers und wenn er ewig danach jagen sollte. Er jagt nun auch noch immer danach und wird es wohl nie einholen.

Rochholz, Schw.s. a. d. Aargau II, 280. Ein Jäger aus Beromünster, Kant. Luzern, jagte die ganze Gegend durch bis herab nach dem Walde Ramholz, der beim Aargauer Dorfe Gontenschwil ist. Hier traf er auf einen grossen Hirschen und schoss ihn mit der Freikugel zusammen, die er gerade im Laufe stecken hatte. Weil er aber dem Schusse auf ein blosses Tier nicht zuvor den Zauber gelöst hatte, muss er nun selbst in Tiergestalt in den Wäldern umgehen. Auch erzählt man, da er alle Tiere zu bannen verstand, so habe er nicht mehr nach ihnen, sondern mit Freikugeln gegen die Sonne geschossen; darauf seien ihm drei Blutstropfen auf die Hand gefallen und er erlahmte. (Vgl. die 3 Blutstropfen im I. Abschn.)

Siebenter Mythenkreis.

Unterirdischer Aufenthalt.



I. Der Gott.

Hieher gehören die Sagen vom Kyffhäuser und vom Untersberge. Ich vergleiche die Sage, dass im Ifinger, dem Berge Oswalts, Andreas Hofer versteckt lebe und einst wieder erscheinen werde, Simr. Myth. S. 149 nach Zingerle, Tir. S. 203, weil dieselbe gewiss nur die Erneuerung einer älteren Oswaltsage ist. Wenn Kaiser Friedrich bei seinem Erwachen eine bessere Zeit bringen wird, so entspricht dies der Sage von den Regierungszeiten König Oswalts (s. S. 117). Simrocks Deutungen des Kaisers auf Wuotan, Donnar und Freyr schliesse ich aus. Die Rodensteiner- oder Schnellertssage ist etwas ganz Anderes. Der rote Bart Kaiser Friedrichs ist geschichtlich. Die Raben, die um den Kyffhäuser fliegen, vergleichen sich dem Raben Oswalts. Simrock sagt a. a. O. S. 148: „Es sind Odhins Raben, die um den Berg fliegen; alle anderen Deutungen schlagen fehl. Dass sie um den Berg fliegen, kann nur eine verdunkelte Erinnerung sein; sie müssen zu ihm in den eben heute offenen Berg fliegen, sich auf seine Schultern setzen und ihm die Kunde ins Ohr flüstern“. Dies ist eine erzwungene Entlehnung vom Norden; denn Odhins Raben fliegen nicht zum unterirdischen, sondern zum himmlisch thronenden Gott. Es sind besonders noch zwei Sagen aus Baader, Bad. Sagen, wichtig, welche auch Simrock S. 194f anführt. Nr. 40: Die Stadt Kems ist mit zwei christlichen Heeren versunken: bei bevorstehendem Krieg ertönt aus der Tiefe Trommelschlag und das Geläute der Münster Glocken. Einst aber, wenn die Christen zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen den letzten Rettungskampf gegen die Ungläubigen wagen, kommen die zwei Heere ihnen zu Hilfe und vernichten den Feind. Nach diesem gelangen sie zur ewigen Ruhe und die Christen auf Erden werden an Heiligkeit der ersten Gemeinde unter den Aposteln ähnlich. Vgl. damit die Verse aus Oswalt: 1493: iegelicher wirt reiner dan der sunnen schîn, wofür die Münchener Handschr. hat: ieclicher wirt reine als ein westerbarn.

Baader Nr. 67: Unter dem Schloss Hochberg sitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder spielen mit goldenen Kegeln und Kugeln. Die zwölf Männer sind in die Burg verwünscht; aber sie kommen, wenn Deutschland in der grossen Not ist, wieder heraus und befreien es von seinen Feinden. Dies goldene Kegelspiel erinnert doch deutlich an die goldenen Scheiben, mit denen die nordischen Götter auf Idafelde spielen werden, wenn Balder wiedergekehrt sein wird.

II. Der Hirsch.

Schöppner II Nro. 779: Graf Münzenberger auf Wildenstein hatte drei Söhne und erbaute jedem ein Schloss. Dem ältesten baute er eines an den Künigenberg im Wildensee'r Grund und füllte ihm das Ganze mit Gold und Silber, denn er hatte ihn am liebsten; auch liess er ihm einen grossen Hirsch von lauterm Golde machen und stellte ihn über das Schlossthor, den sah man glänzen und blinken von weither. Aber die Schlösser der Söhne giengen nach einander unter. Eines Tages kommt auch die Nachricht, dass das Schloss am Künigenberg mit allen Leuten untergegangen sei, nur der Schlot gucke noch heraus und aus dem komme der Schlossbrunnen geflossen wie aus einer Röhre. Der Künigenbrunnen fliesst heute noch und spült von dem Golde des Schlosses hie und da aus.

Wolf, Hess. Sagen Nro. 160: Auf der Koberstadt stand in uralten Zeiten eine grosse Stadt, worin ein heidnischer König regierte. Eines Tags gieng diese Stadt mit ihren Bewohnern unter. Der König aber wandert noch stets in Gestalt eines Hirsches in der Gegend umher und bringt die Leute, welche sich verspäten, vom rechten Wege ab.

Kuhn, Nordd. Sagen Nro. 210: Am Herzberg bei Goslar hat man einmal einen Erzschatz anlegen wollen. Da ist plötzlich ein weisser Hirsch erschienen und hat gesprochen, sie sollten abstehen von ihrem Bemühen u. ist wieder verschwunden.

Bechstein, Thür. Sagensch. IV, S. 173: Oberhalb Steinbach am Löge geht ein goldener Hirsch, den in alten Zeiten viele Leute gesehen haben. Er erschien plötzlich, Niemand sah, woher er kam, und ebenso plötzlich war er den Augen entschwunden. Dieser Hirsch zeigt eine starke Goldader an, die vom Löge aus unter dem Lobberg sich hinzieht.

A, a. O. III, S. 160f: Es geht die Rede, dass unter dem Hirschkopf bei Goldlauter, wo das Bächlein Gold entspringt, im Berge ein goldner Hirsch steht, der noch gefunden werden soll, darum heisst auch die eine der Gruben noch die Hirschzunge. Das Bergwerk sei mit einem Hufeisen versetzt; wenn das gelöst sei, werde auch wohl der Hirsch gefunden werden.

Zingerle, Sagen aus Tirol Nro. 615: In den Ruinen des Schlosses Brunnenburg, nahe beim Schlosse Tirol, soll ein grosser Schatz liegen. Die Leute sahen auf Brunnenburg öfters ein goldenes Kalb, das ein rotes Seidenband um den Hals trug. Als sie einmal nachgruben, um den Schatz zu heben und schon so tief gekommen waren, dass sie das goldene Kalb sahen, kamen zwei unbekannte, grosse Männer, welche ihnen mit dem Finger deuteten. Darüber erschracken die Leute so sehr, dass sie davonliefen.

Witzschel, Sagen aus Thüringen I, Nro. 171: Ueber Angelroda im Walde, wo die Kammerlöcher sind, wechselt ein schneeweisser Hirsch mit einem goldenen Geweih. Nur ein Sonntagskind, welches reinen Herzens ist und bei Nacht durch diesen Wald geht, kann diesen Hirsch erblicken; auch ist demselben die Macht gegeben, den Hirsch zu fangen und bis an die Kammerlöcher zu führen, wo er durch einen Schlag an die Felswand sein goldenes Geweih abwirft und damit zugleich eine lange Reihe von Kammern öffnet, welche Goldsand, edles Gestein und andere Schätze der Erde in reicher Fülle enthalten. Der Glückliche, welcher den Hirsch gefangen hat, kann sich von diesen Schätzen nehmen, so viel ihm gefällt. Auch die goldenen Stangen sind sein Eigentum, welche der Hirsch bei seinem Entweichen hinterlässt, denn er verschwindet nun auf so lange Zeit, bis seine goldene Krone wieder ge-

wachsen ist. Alsdann erscheint er abermals in diesem Walde und einem andern Sonntagskind kann dasselbe Glück zuteil werden.

Mit dem Sonntagskind vergl. man den hl. Sonntag, S. 11, zu welchem es in besonderer Beziehung stehen wird und der hier als Hirsch symbolisiert ist.

Schöppner, Sagenb. d. bair. Lande I, Nro. 440: Wie Polling seinen Ursprung nahm. Eines Tags ergötzte sich Herzog Tassilo II auf der Jagd. Da geschah es, dass die Rüden der Spur eines Wildes folgten, welches unversehens verschwand. Es hatte die Erde aufgescharrt und sich in die Erde verkrochen. Als nun der Herzog mit seinem Gefolge auf dem Platze erschien, befahl er, sogleich nachgraben zu lassen. Da fand man drei grosse Kreuze nebst vielen Reliquien. Darnach beschloss der Fürst ein Kloster zu bauen, wie solches geschehen ist.

Panzer, Bair. Sagen u. Br. II, 313: Zwischen dem Schlosse Hirschberg bei Beilngries und dem Dorfe Haunstetten liegt der Walddistrikt Brunnstube. Es finden sich hier viele alte, unterirdische, ausgemauerte Gruben und Kanäle in der Richtung gegen Hirschberg. Aus einer dieser Gruben sollen früher alle Freitag, abends nach dem Avemarialäuten, zwölf schöne, schneeweisse Hirsche gestiegen sein und in der Umgegend bis morgens zum Avemarialäuten geweidet haben. Mal soll ein Jäger auf einen dieser Hirsche sein Gewehr abgefeuert haben. Der Hirsch fiel auch und die übrigen ergriffen die Flucht. Der Jäger näherte sich seiner Beute; aber wie erstaunte er, als der Hirsch verschwunden und ihn eine schöne, lebenswürdige Jungfrau bei der Hand fasste und mit ihm in einen grossen, tiefen Brunnen versank. In dem Brunnen zeigte sich eine grosse, weite Ebene, voll von weissen Hirschen und eine Menge solcher Jungfrauen. Seine Führerin übergab ihm schweigend eine goldene Kugel, fuhr mit ihm aufwärts und er stand wieder auf dem Fleck, wo er den Hirsch erlegt hatte. Mit dieser Kugel konnte der Jäger alles, was er sich dachte, erlegen und die Kugel lag jedesmal wieder in seiner Waid-

tasche. Die Jungfrau soll zu ihm gesagt haben: ehre dieses Geschenk und diesen Tag, denn er wird dein Glückstag sein. Daher heisst der Freitag der Jägersonntag. (Vgl. o. d. Venetianer.)

Schönwerth, A. d. Oberpfalz II, S. 419f: Etwa eine Stunde von Flossenbürg liegt die Ruine Haselstein. Vor Jahren schlief dort Einer ein und ein Hirsch legte ihm eine Blume in den Schooss, worauf er erwachte. Die Blume ward ihm in der Hand zum Schlüssel und er öffnete damit das Thor zu den Gewölben der Burg und sah ungeheure Schätze darin aufgehäuft. Da wollte er hinaus, um seine Gesellen zu rufen, aber die Zeit war schon um und er musste bleiben Jahr und Tag. Jeden Morgen erschien eine schöne Jungfrau in weissen Atlas gekleidet und brachte ihm Speise; während er ass, frug sie ihn aus über sein Leben und Treiben, antwortete selbst aber auf seine Fragen nicht. So hatte er es gut, bis wieder das Thor offen stand und er hinauskonnte. Nicht mehr aber fand er den Zugang zu den Schätzen.

Zu dieser Sage stellt sich die ganze Reihe jener, in denen durch eine Blume („Schlüsselblume“) der Eingang zum Berge und seinen Schätzen eröffnet wird. Damit vergleiche ich die auf Gottes Grab wachsenden Blumen, denn der Hirsch, der dem Schlafenden die Blume in den Schooss legt, ist der tiersymbolische Vertreter des im Hügel ruhenden Gottes. Wie die Blume, so erschliesst das Ringlein der Fai ihren und des weissen Rehes Aufenthalt im Felsen. Damit vergleiche ich wieder den jenen drei Blumen auf dem Grabe entsprechenden Ring Oswalts, den er Spange sendet. Doch darf der in den Berg Geführte nicht mit dem darin wohnenden Gotte verwechselt werden. Die Jungfrau ist die Genossin des Hirsches oder Gottes und das Märchen von Brüderchen und Schwesterchen giebt hier die richtige Beziehung an.

Achter Mythenkreis.

Der Hirsch und die Toten.



Von der Vorstellung, die schon aus Anlass des uuorun zi holza des Merseburger Spruches besprochen wurde, S. 11 und 12, dass der Tag in die Unterwelt hinabreitet oder springt, erwuchs, verbunden mit dem Mythos, dass der Gott selbst bei den Toten weile, die Bedeutung des Hirsches als Todesbote und Seelenführer. Darüber ist besonders Simrock, Bertha die Spinnerin und Myth. S. 331f und Rochholz, Schw.s. a. d. Aargau zu Nro. 413a.

1. Der Hirsch verkündet den Tod.

Der auf S. ¹⁵⁵ genannte Julianus bei Seb. Brant ist ausführlicher geschildert in einer Sage bei Wolf, Niederl. Sagen Nro. 149: Vor vielen hundert Jahren lebte im Lande von Saintonge ein junger und reicher Herr, dessen Name war Julian. Der hatte grosse Lust am edlen Waidwerke und wenig Freude am Gebet und frommen Uebungen. Eines Tages verfolgte er auf der Jagd einen Hirsch und ritt ihm weit nach in den grossen Wäldern. Als er ihn aber eben gefangen zu haben meinte, da stand das Tier plötzlich stille, wandte den Kopf um und sprach zu Julian mit vernehmlicher Stimme: Halte an, Julian, und lass ab, mich zu jagen. Denke vielmehr darauf, dein böses Geschicke zu wandeln, denn ich sage dir, mit deiner eigenen Hand wirst du deinen Vater töten und deine Mutter. Julian war entsetzt über die grässliche Wahrsagung. Er ritt nach Hause, verliess seine Eltern und kam weit weg in ein Schloss in den Ardennen. Da vermählte er sich mit der schönen Basilissa. Die Eltern suchten ihn überall und kamen endlich auf das Schloss. Als er von der Jagd heimkam, sah er in seinem Bette einen Mann neben einer Frau, welche Basilissas Kleider trug. Das waren aber seine Eltern. Er dachte an Untreue und erstach beide. Als er den Irrtum erkannt hatte, verliess er in grosser Zerknirschung mit Basilissa das Schloss und war 7 Jahre ein Fährmann. Da

führte er auch den Heiland in Pilgersgestalt über, der ihm Vergebung verkündigte, zugleich aber auch beider baldigen Tod.

2. Der Hirsch tötet.

Nodnagel, Hess. Sagen Wolfs Ztschr. f. d. Myth. I, S. 31f: Am Brauerberge sieht man einen Stein, der steht da zum Gedächtnis eines Ritters, der ein so leidenschaftlicher Jäger war, dass er des Waidwerks selbst an Sonn- und Feiertagen pflog. Zur Strafe dafür wurde er von den Hirschen auf der Jagd getötet und geht seitdem als wilder Jäger um.

Rochholz, Schw. a. d. Aargau zu Nro. 413a: Die Gräfin Falkenstein schoss im Weyarngrunde an der Mangfall nach einem Hirschen, aber die Kugel prallte vom Geweih gegen die Gräfin zurück und tötete sie.

3. Der Hirsch verleitet zum Sturz in den Abgrund.

Stöber, Oberrhein. Sagenb. S. 48; Wolf, Beitr. I, S. 105: Ein schwarzer Hirsch lockte den Grafen von Wildenstein in einen Abgrund und er stürzte zerschmettert in die Tiefe. Der schwarze Hirsch war der Teufel gewesen. (Die im zweiten Mythenkreise versuchte Erklärung dieser Sage nehme ich hier zurück.)

Schöppner, Sagenb. d. bair. Lande I, Nro. 359: Gedicht von J. Sutner: Hermann, Arnulfs Bruder, vom Kaiser verfolgt, kommt zum Pappenheimer nach Marchthal. Dieser fordert ihn zur Jagd auf. Ein Hirsch wird von Hermann verfolgt

Und nahe einer Felsenwand
Will ihn sein Wurf erreichen.
Da stürzte, wie vom Blitzesstrahl
In Abgrund, beim Gewitter,
Der Hirsch zuerst den Todesfall
Und Hermann dann, der Ritter.

Die That verbürget noch der Hain
Uns in den späten Tagen:
Man höret noch am Hermannsstein
Des Ritters Witwe klagen.

Der Hermannsstein ist ein Felsen im Walde zwischen Solenhofen und Monheim.

4. Der Hirsch führt in's Totenreich.

Simrock, Bertha die Spinnerin, 7: „Nach der Klage 2167 soll sich Dietrich von Bern in Löcher der Steinwände verschlossen haben. Damit stimmt, was die Wilkinasage nach Rafn. von seinem Verschwinden erzählt“ (in der Ausgabe von Peringskiöld habe ich dies nicht finden können; d. Vf.): Als er sich eines Tages badete, sagte ein Diener: Dort läuft ein Hirsch so stark und schön, wie ich noch keinen gesehen habe. Der König erhebt sich, schlägt sein Badegewand um und wie er das Tier erblickt, ruft er nach Ross und Hunden. Die Diener eilen, sie herbeizuschaffen; ihm aber dauert es zu lange und da er ein rabenschwarzes Ross neben sich angebunden sieht, schwingt er sich auf und jagt dem Hirsche nach. Die Hunde können ihm nicht folgen, das Ross ist schneller als ein Vogel. Dietrichs bester Reitknecht eilt ihm auf dem Rosse Blanke nach und diesem folgen die Hunde. Da merkt Dietrich, dass es kein Ross sei, worauf er reite, will absteigen, vermag sich aber nicht zu rühren. Der Reitknecht ruft ihm nach: Herr, wann willst du wieder kommen und warum reitest du so schnell? Dietrich antwortete: Ich reite Feuer, es ist der Teufel, den ich reite; ich komme wieder, wenn es Gott und die hl. Jungfrau will. Da schwinden Ross und Reiter dem Knappen aus dem Gesicht. Man hat seitdem von Dietrich nichts vernommen und weiss nicht, wo er geblieben ist.

Rochholz, Schws. a. d. Aargau zu Nro. 413a: Die Gesta Roman., deutsch v. Grässe, Anh. Nro. 18 berichten, wie An-

tiochus sich durch Ritter Leontius drei gleichschwarze Dinge, Ross, Falke und Jagdhorn geheimnisvoll aus einer alten Burg bringen lässt. Kaum hat er sie und sitzt auf dem Rosse, so wird er von einem plötzlich erscheinenden Hirschen in die Hölle verlockt und bleibt verschwunden.

Wolf, D. Märchen u. S. Nro. 207, nach Thom. Cantiprat. bonum universale de apibus S. 454: Ein sehr mächtiger Ritter war der Jagd über die Massen ergeben. Eines Tags hatte er nur einige der Seinigen mit sich genommen. Kaum war er im Walde, als ihm ein Wild aufstiess, auf welches er die Hunde hetzte und es zu Pferde verfolgte. Den ganzen Tag war er schon hinter dem Tiere her, konnte es aber nicht einholen und wütend, es immer so vor sich laufend zu sehen, setzte er mit seinen Begleitern ihm auch die Nacht hindurch noch nach. Was da aber weiter aus ihnen geworden ist, das weiss kein Mensch, denn nimmer hat man sie wiedergesehen. Einige sagen, die Erde habe sie lebendig verschlungen und sie seien also zur Hölle gefahren.

Pröhle, Oberharzsagen S. 144: Auf dem Buntenbock wohnte ein Waldarbeiter, der gieng nach Riefensbeek zu auf Arbeit. Als er an den Quitschenberg kam, lag da ein toter Hirsch. Wie er nun über den Hirsch schritt, regte er sich, sprang auf und lief mit dem Waldarbeiter, der gerade auf seinen Rücken zu sitzen kam, davon. Seitdem ist der Waldarbeiter von Niemand mehr gesehen worden.

Rochholz, Schweizers. a. d. Aargau II, Nro. 281: Auf der aargauischen Rheinseite hatte sich ein Jäger zwischen zwei eng verzweigte Waldstöcke gestellt, um auf einen Hirschen zu lauern, der wegen der Höhe seines Geweihs, das ganz über den jungen Anflug hervorsah, lange berühmt war. In gewaltigen Sätzen kam bald der grosse Hirsch. Der Schütze fehlte. Der Hirsch aber rannte in Wut auf den Jäger los, nahm ihn zwischen die Geweihe und trug ihn blitzschnell über das steile Ufer hinab durch den Rhein. Ein unbekannter Mann sah zu und rief nach: „Jägerhans, b'heb de, b'heb de!“

Zu den letzteren Sagen gehört ohne Zweifel auch die Notburgasage, obwohl hier der Hirsch als Freund und Nothelfer erscheint. Aber der Zug, dass der Vater, der sie aus der Höhle mit Gewalt zurückholen will, ihr den Arm ausreisst, beweist, dass Notburga schon dem Totenreich angehörte; also ist schon ihr Ritt auf dem Hirsche als ein Ritt dahin aufzufassen.

Grimm, Deutsche Sagen Nro. 350: Auf der Burg Hornberg am Neckar wohnte vorzeiten ein mächtiger König mit seiner schönen und frommen Tochter Notburga. Diese liebte einen Ritter, der in fremde Lande ausgezogen war und nicht wiederkam. Da beweinte sie Tag und Nacht seinen Tod und schlug jeden andern Freier aus. Ihr Vater aber sprach zu ihr: bereite deinen Hochzeitsschmuck, in drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe. Notburga aber sprach: ehe will ich fortgehen, so weit der Himmel blau ist, als ich meine Treue brechen sollte. In der Nacht bei Mondschein machte sie sich mit einem treuen Diener auf nach der Kapelle St. Michael, wo sie, vor dem Vater verborgen, im Dienste Gottes das Leben beschliessen wollte. Als sie auf der Höhe waren, kam ein schneeweisser Hirsch herzu und stand neben Notburga still. Da setzte sie sich auf seinen Rücken, hielt sich an sein Geweih und ward schnell von ihm fortgetragen. Der Diener sah, wie der Hirsch mit ihr über den Neckar leicht u. sicher hinüberschwamm u. drüben verschwand.

Am andern Morgen, als der König seine Tochter nicht fand, liess er sie überall suchen und schickte Boten nach allen Gegenden aus, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben; und der treue Diener wollte sie nicht verraten. Aber als es Mittagszeit war, kam der weisse Hirsch auf Hornberg zu ihm und als er ihm Brot reichen wollte, neigte er seinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih stecken möchte. Dann sprang er fort und brachte es der Notburga hinaus in die Wildnis und so kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie; viele sahen es, aber niemand wusste, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weissen Hirsch und zwang dem Alten das Geheimnis ab. Andern Tags zur Mittagszeit setzte er sich zu Pferd und als der Hirsch wieder die Speise zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach durch den Fluss hindurch bis zu einer Felsenhöhle, in welche das Tier sprang. Der König stieg ab und gieng hinein, da fand er seine Tochter mit gefalteten Händen vor einem Kreuz knieend und neben ihr ruhte der weisse Hirsch. Da sie vom Sonnenlicht nicht mehr berührt worden, war sie totenblass, also dass er vor ihrer Gestalt erschrack. Dann sprach er: „Kehre mit nach Hornberg zurück!“ Aber sie antwortete: „Ich habe Gott mein Leben gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen.“ Was er noch sonst sprach, sie war nicht zu bewegen und gab keine andere Antwort. Da geriet er in Zorn und wollte sie wegziehen, aber sie hielt sich am Kreuz und als er Gewalt brauchte, löste sich der Arm, an welchem er sie gefasst, vom Leibe und blieb in seiner Hand. Da ergriff ihn ein Grausen, dass er forteilte und sich nimmer wieder der Höhle zu nähern begehrte.

Als die Leute hörten, was geschehen war, verehrten sie Notburga als eine Heilige. Im Herbst, als die Blätter fielen, kamen die Engel und trugen ihre Seele in den Himmel.

Grimm, Deutsche Sagen, Nro. 528: Freiherr Albrecht von Simmern. Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362. Der vielförmige Hinzemann 111—120. Bräuners Curiosit. 329 bis 335. Magenu Poet. Volkssagen und Legenden Stuttg. 1825. VII S. 23—28. Magenu nennt ausser Crusius noch Sulger, Zwiefalter Annalen 1. Teil S. 83. Nach ihm der Name „Zimmern“.

Albrecht, Freiherr von Simmern that einstmals mit seinem Landesherrn Herzog Friedrich von Schwaben einen Lusttritt zu dem Grafen Erchinger, dessen Schloss Magenheim im Zabergäu lag. Nahe an dem Schlosse lag ein lustiges Gehölz, der Stromberg genannt; darin lief seit langer Zeit ein ansehnlicher, grosser Hirsch (Magenau: „schneeweiss von Haar“), den weder die Jäger noch Hofbediente je hatten fahen können.

Als er sich eben jetzt wieder sehen liess, freuten sich alle. Unter dem Jagen kam der Freiherr Albrecht von den andern ab in eine besondere Gegend des Waldes, wo er eines grossen Hirsches ansichtig ward, wie er noch nie glaubte einen gesehen zu haben. Er setzte ihm lange durch den Wald nach, bis er ihn ganz aus dem Gesicht verlor und er nicht wusste, wo das Tier hingeraten war.

Indem trat ein Mann schrecklicher Gestalt vor ihn und er entsetzte sich. Der Mann aber sprach: „Fürchte dich nicht, ich bin von Gott gesandt, dir etwas zu offenbaren. Folge mir nach, so sollst du wunderbare Dinge sehen, wie sie deine Augen noch nie erblickt haben, und soll dir kein Haar dabei gekrümmt werden. Der Freiherr folgte seinem Führer, der ihn aus dem Walde leitete. Als sie heraustraten, däuchte ihm, er sehe schöne Wiesen und eine überaus lustige Gegend. Ferner ein Schloss, das mit vielen Türmen und anderer Zier so prangte, dass dergleichen seine Augen niemals gesehen. Es kamen ihnen viel Leute, gleich als Hofdiener, entgegen. Keiner aber redete ein Wort; sondern als er bei dem Thor anlangte, nahm einer sein Pferd ab. Sein Führer aber sprach: „Lass dich ihr Schweigen nicht befremden; dagegen rede auch nicht mit ihnen, sondern allein mit mir, und thue in allem, wie ich dir sagen werde.“

Herr Albrecht ward in einen grossen, schönen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische sass. Alle standen auf und neigten sich, als wollten sie ihn willkommen heissen. Darauf setzten sie sich wieder und thaten, als wenn sie ässen und tranken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand und wollte es nicht von sich lassen und betrachtete das wunderköstliche silberne Tafelgeschirr. Alles geschah mit grossem Stillschweigen. Nachdem er alles angeschaut, erinnerte ihn der Führer, dass er sich vor dem Herrn neigen und dessen Leute grüssen solle. Als er es gethan, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward er von seinem Führer zu der Schlosspforte gebracht.

Hier stellte man ihm sein Pferd wieder zu und er ward von seinem Gefährten auf dem vorigen Wege nach dem Stromberger Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für ein Schloss und wer dessen Einwohner wären, die darin zur Tafel gesessen? Der Geist antwortet: „Der Herr, welchen du gesehen, ist deines Vaters Bruder gewesen; ich aber und die andern, die du gesehen, waren bei Leibes Leben seine Diener und müssen nun unaussprechlich harte Pein leiden. Siehe da ist der Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannst du noch einmal zurückkehren, damit du siehest, in was für Elend und Jammer sich die vorige Glückseligkeit verkehrt hat.“ Wie der Geist dieses gesagt, war er verschwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu dem Schlosse zurück. Siehe, da war alles mit einander zu Feuer, Pech und Schwefel worden, davon ihm der Geruch entgegenqualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen. Darum wendete er schnell sein Pferd um und ritt des vorigen Weges wieder nach seiner Gesellschaft zu.

Da kam er allen so verändert und verstellte vor, dass sie ihn fast nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch ein junger und frischer Mann war, hatte ihn doch der Schrecken zu einem eisgrauen umgestaltet.

Pröhle, Oberharzs. S. 96. Bei dem jetzigen Klausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Klausthal geheissen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich gezeigt. Darüber hat Gott die Stadt untergehen lassen und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. Das Thal heisst jetzt noch das kleine Klausthal. In der Mitternacht vom Grünen Donnerstage auf den Charfreitag ist die Kirche an der Stelle regelmässig zu sehen, zugleich zeigt sich ein Reh, das Niemand jagen darf. Am Harz war einst ein grausamer Wilddieb. Wenn der wusste, dass irgendwo ein Stück Wild stand, da wars auch nicht sicher. Da hatte er auch gehört, dass im

kleinen Klausthal in der Mitternachtstunde des Charfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen liess, das man nicht schiessen darf. Aber er lachte nur darüber und sagte: Was gilt's? ich schiesse euch das Reh mit samt dem Kalbe und wir wollens am ersten Osterfeiertage verzehren. Die Leute haben wohl davon abgeraten, aber er liess sich nichts sagen. Am Charfreitag Abend machte er sich nach dem kleinen Klausthal. Wie er vor den Teich kam, sah er auf demselben einen hohen, dicken Nebel liegen, der gieng bis an den Himmel und man hat den Teich nicht sehen können. Und in dem Nebel war ein Geflüster, wie wenn Viele miteinander reden und es schimmerten bisweilen wunderliche Gestalten hervor. Auch über den Weg kamen viele Gestalten herübergehuscht, wie luftige Schatten und alle verschwanden im Nebel über dem Teiche. Aber er hatte nichts Arges draus. Er gieng vorüber und stellte sich am Ausgang des Thales hinter einem Busch auf die Lauer. Richtig kam das Reh mit seinem Kalbe. Da schoss er das Kalb nieder. Wie er es fallen sah, sprang er drauf los und band ihm die Füsse zusammen und hings über die Schulter. Darauf gieng er zurück. Wie er dahin kam, wo jetzt wieder der Teich ist, stand auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche, die war hell erleuchtet. Er trat hinein. Da sah er denn die Kirche voll Menschen; aber die sahen alle aus, als wenn sie schon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Er grüsste. Keiner dankte ihm, aber Einige nickten, Andere schüttelten den Kopf und winkten einander zu und wiesen mit den Fingern auf ihn. Die Lichter brannten mit blauer Flamme. Einer stand auf und wies ihm die Thür. Der Wilddieb aber blieb stehen, guckte auch noch bei Einem ins Buch und wollte mitsingen. Da stand noch Einer auf, wies ihm die Thür, er gieng aber noch nicht und wollte noch immer mitsingen. Nachher kam der Pastor vor den Altar; aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen; es war, als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllte und aus dem Munde gieng dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal krachte

es durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte. Da zeigte der Pastor auf ihn hin und schrie: Verfluchter Sabbatschänder! Und die Geister standen gegen ihn auf und heulten das Wort nach. Darüber stürzte er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus. Die Thür schlug hinter ihm zu, dass ihm die Fersen abgeschlagen wurden. Da flog er bis an den Weg und hier blieb er liegen bis an den nächsten Morgen. Wie er zu sich selbst kam, lag der Teich ruhig da, das Rehkalb war fort. Er aber war totkrank und ist nach neun Tagen gestorben.

Kultus.

I. Heiligtümer.

Das älteste bekannte Heiligtum ist das Tacit. Germ. 43 erwähnte.

Unter den nach dem Namen des Gottes benannten Stätten hebe ich nur solche hervor, die durch einen weiteren Fingerzeig an ihn erinnern.

Baldern.

Vor allem sind zwei Baldern zu nennen. Das eine in der Schweiz; Rochholz, Schw.s. a. d. Aargau zu Nro. 413a: An der nördlichen Eingangspforte des Züricher Grossmünsters steht, eine Arbeit aus dem 13. Jahrh., zierlich ausgehauen, der Hirsch mit den Kerzen auf dem Geweih. Auf der südlichen Innenwand der Kirche ist er abgemalt und zwar nicht später Entstehung, wie er nachts mit leuchtendem Geweihe vor der Burg Baldern am Albis erscheint, die deutschen Königstöchter Hildegard und Bertha aus dem väterlichen Schlosse durch die Gebirgswälder in's Thal hinunterführt bis zu der Stelle wo sie mit ihrem Vater Ludwig dem Deutschen das Münster zu Zürich bauen. Im Siegel des Kapitels dortiger Abtei, sowie in dem der Aebtissinnen wird dann dieser kerzentragende Hirsch geführt in d. J. 1316 und 1398.

Das andere Baldern lag nach Chron. Gottwicense, Menzel, Odin S. 68 am Ausgang des Waldes Virgunda bei Elche-wangis (Ellwangen) am Fluss Jachusta (Jaxt).

Pholesbrunnen.

Weiter ist an jenes Pholesbrunnen in Thüringen zu erinnern, wo Graf Widerolt sein Besitztum dem hl. Bonifazius vermachte. Fraglich ist die Sage bei Witzschel von Pfuhlsborn. Dort heisse ein Platz der Tempel, auf welchem ein heidnischer Opfertempel gestanden habe. Derselbe sei dem Götzen Pfuhl geweiht gewesen, welcher an der noch jetzt

vorhandenen Quelle seinen Sitz hatte. Nach ihm wurde das Dorf Pfuhlsborn genannt. Der Inhalt der Sage ist wohl richtig; aber ob die Sage selbst als solche ächt sei, wird sich fragen.

Kapelle zum alten Herrgott.

Schönwerth, A. d. Oberpfalz III, S. 309: Ein Ritter verirrte sich einst im grossen Walde zwischen Wondreb und Neualbenreut und wusste nicht mehr, wo aus, wo an. Es kam die Nacht herein und voll Angst und Not warf er sich auf die Kniee nieder und rief: „Du alter Herrgott lebst noch, du siehst meine Not, du wirst mich aus dieser Wildnis führen.“ Da rührte sich etwas in seiner Nähe und als er erschrocken umsieht, steht ein gewaltiger Hirsch mit einer leuchtenden Flamme zwischen dem Geweih vor ihm. Der leitete ihn zu dem dichten Walde hinaus. Es hatte aber der Ritter sein Hifthorn an der Stelle gelassen und suchte es später mit den Seinen. Da liess er mitten im Walde eine hölzerne Kapelle bauen, welche noch jetzt „zum alten Herrgott“ heisst.

Kapelle des hl. Dionysius.

Grimm, D. S. Nro. 431: Dagobert, als er noch Jüngling war, ritt eines Tages auf die Jagd und verfolgte einen Hirsch, der ihm durch Berg und Thal entrann. Endlich floh das Tier in ein Häuslein, worin die Gebeine des hl. Dionysius und seiner Gefährten begraben lagen; die Hunde fanden die Spur, aber sie vermochten, ungeachtet die Thüren des Hauses offen standen, nicht hineinzudringen, sondern standen aussen und bollen. Dagobert kam dazu und betrachtete staunend das Wunder. Von der Zeit an wandte sich Dagobert zu den Heiligen. Es geschah aber, dass Dagobert, durch den Stolz eines Herzogs Sadregisel beleidigt, ihn mit Schlägen und Bartscherung beschimpfen liess. Dieser That halber flüchtete Dagobert in den Wald und barg sich in demselben Schlupf-

winkel, wohin damals der Hirsch geflohen war, vor dem Zorn seines Vaters. Der König Chlotar, sobald er die Beschimpfung des Dieners hörte, befahl, seinen Sohn augenblicklich aufzusuchen und zu bestrafen. Während dessen erschien dem Dagobert im Schlaf ein ehrwürdiger Greis mit freundlichem Antlitz und hiess ihn ohne Furcht sein, er solle aus dieser Not gezogen und mit dem Königsthronen begabt werden. Die Boten des Königs konnten sich ihm nicht auf eine Stunde weit nähern. Der König sandte andere aus, aber diese erfuhren das Nämliche. Da machte sich Chlotar selbst auf und siehe, auch ihn verliess seine Stärke, als er sich dem heiligen Orte nähern wollte; nunmehr erkannte er Gottes Macht und verzieh seinem Sohne. Dieser Ort war dem Dagobert lieb und angenehm vor allen andern.

Den geschichtlichen Dagobert setzte die Sage wegen seines bedeutsamen Namens mit dem Heiligtum des Tagesgottes in Beziehung. Der hl. Dionysius ist an Stelle des Gottes getreten, welcher mit dem ins Häuschen geflüchteten Hirsche mythisch Eins ist. Mit dem Häuschen vgl. man auch, dass das Kloster Hirsau „das Haus des Sprungs“ hiess.

Kapelle des hl. Hilarius.

Rochholz, Naturmythen Nro. 6: Der böse Dietrich von Reifenstein durchjagte alle Tage die Juraberge und sprengte auf dem rabenschwarzen Hengste über die Schlosshalde hinab durch die Saaten. Ein aufgescheuchtes Reh flüchtete sich vor ihm in die Hilariuskapelle zu Bretzwyl, die gerade offen stand, weil eben der Priester die Jahrzeitenmesse hier las. Am Altare schützt es der Mönch gegen die anrennende Hundemeute, bis Dietrich eintritt und ruft:

Behalt im Himmel deinen Platz,
Lass im Wald mir meine Hatz!
Lässt du deine Glocken plärren,
Lass auch ich mein Waldhorn hören.

Und so fürchterlich er drauf ins Horn stiess, so gellend muss er bis heute noch durch die Gegend blasen, so oft ein Gewitter in der Nähe ist.

Herrgottstritte. Quellen. Blutsteine. Hufeisen.

Heilige Orte, wenn auch keine gebauten Heiligtümer, waren überall da vorhanden, wo die Sage von Herrgottstritten und Quellen, die durch solche Tritte entstanden sind, zu berichten weiss. Die einzelnen Oertlichkeiten siehe in den drei ersten Mythenkreisen. Hieher gehören wohl auch die Blutsteine, von denen manche Sagen berichten, dass sie das von einer grässlichen Blutthat auf sie gespritzte Blut immer noch zeigen. S. Schöppner I, 256; II, 520; III, 1191; auch Weingarten mit seinem Blutritt wird hinzuzurechnen sein. Auf eigentliche Heiligtümer weisen noch die Kapellen und Kirchen, an deren Thüren Hufeisen angenagelt wurden, s. o. S. 17 f.

Weisende Hirsche.

Stätten von Heiligtümern sind gewiss auch da zu suchen, wo spätere Bauten durch weisende Hirsche angezeigt wurden. Wolf, Beitr. I, S. 182: Ein Hirsch zeigte dem hl. Ansegisus die Stelle, wo die Abtei Fékamp gebaut werden musste. Wolf, Hess. Sagen Nr. 197: Man sagt, die Bewohner von Schotten hätten ihre Kirche auf dem Gipfel des Wartberges erbauen wollen. Wenn sie aber am Tage das Baumaterial an diesen Ort brachten, kam in der Nacht ein schneeweisser Hirsch und trug es auf seinem Geweih an die Stelle, wo jetzt die Kirche steht.

Pröhle, Oberharzsagen S. 181: Zur Erbauung der Stadt Herzberg (älter Hirzberg) soll Folgendes Gelegenheit gegeben haben. Es hätte Albertus Ursus, Markgraf zu Brandenburg und Herzog zu Sachsen, der ein gewaltiger Jäger gewesen, einstens in den beerwaldischen Heiden, so unweit Herzberg gelegen, gejaget und einen starken, wohlgehörnten Hirsch

angetroffen, demselben fleissig nachgestellt, solchen aber niemals zum Stande bringen können, sondern es wäre derselbe stets, sobald er die Leute ansichtig worden, vor ihm geflohen. Endlich hat er ihn doch nach vieler Mühe in der Gegend, da hernach die Stadt angeleget worden, gefällt und ihn durch den Kopf geschossen. Es soll solcher Hirsch (wahrsch. sein Bild) nebst Alberti Brustschilde, daran Albertus Hand, einen Bogen führend, im Schloss Beerwalde im sechzehnten Seculo noch sein gesehen worden, auch solches mit der Stadt altem und grossem Insiegel zu beweisen sein.

Studemund, Mecklenb. Sagen S. 31 (Rochh. Schw. a. d. Aargau zu Nr. 413 a): Kloster Doberan führt einen Hirschen im Wappen und beim Hochaltar steht das Hirschhaupt als Wahrzeichen auf einem Pfeiler; dasselbe schützt das Kloster und den daselbst über Nacht entstandenen Heiligendamm gegen die Ueberströmungen der Ostsee. Bechstein, D. Sagenb. Nr. 717: Im Altar der Kirche zu Stelzen meinte man, sei gleichfalls ein goldenes Hirschgeweih verborgen. Dasselbe weisende Tier erscheint bei Gründung des Stiftes Hildesheim: Seifert, Hildesh. Sagen Nro. 1. Auch haben die Städte Zürich, Bern, St. Gallen, Aarau u. s. w. bis auf unsere Tage in ihren Schanzgräben Hirsche gehalten.

Stephanus, Bonifazius, Oswalt. Eligius.

Heiligtümer des Gottes sind ferner da zu suchen, wo seine christlichen Vertreter verehrt werden; als solche kommen hauptsächlich in Betracht Stephanus, Bonifazius und Oswalt. Alte Stephanskirchen zählt Bossert, Beilage z. württ. Staatsanz. 1891 Nr. 6 und 7 in Württemberg 29 auf, wovon etwa 4 später gegründete abzurechnen sind. Die Stephanusverehrung ist auch anderwärts allgemein. So wird um die Stephanskirche am Abhang der Koralpe im Lavantthale geritten, Val. Pogatschnigg in Pfeiff. Germ. XI, S. 74 f. Simrock erwähnt Myth. S. 561 den holsteinischen Pferdesteffen; Wolf, Beitr. I, Paltar, am Schlusse: die älteste Kirche in Nymwegen dem

Stephanus geweiht. Für Baiern vgl. Panzer, Beitr. z. d. Myth. II, 233 und 283, für die Schweiz Lütolf, Sagen der 5 Orte Nro. 44.

Bonifazius scheint besonders in Mittel- und Norddeutschland verehrt zu sein.

Oswalkkirchen in Tirol, welches die Hauptheimat der Oswaltverehrung ist, zählt Zingerle auf in seiner Schrift über die Oswaltlegende, Absch. V; vgl. auch seine Sagen aus Tirol 1. Das Hauptheiligtum Oswalts ist die Kapelle am Ifinger.

Eligius ist zwar kein Vertreter Balders, steht aber mit seinem Mythos in nächster Berührung. Kapellen von ihm befinden sich bei Mühlheim a. d. Donau, Meier, Schwäb. Sagen I Nr. 330; in Söflingen bei Ulm, Bazing Vortrag im Ulmer Alt.ver. 1874; in der Schweiz, Vögeli, Neujahrsblatt v. Zürich 1874. Vgl. auch Birlinger, Volkst. a. Schw. I, S. 404.

II. Verehrung.

Feste und Bräuche.

Das Stephansreiten.

Der Mythos von der Beinverrenkung und glücklichen Heilung des Fohls gab wohl den Anlass zu dem Brauche. Da derselbe an Wintersonnenwende, den 26. Dezember stattfindet, so scheint besonders die Heilung gefeiert worden zu sein. Im Lavanthale (Pogatschnigg) sind die Pferde mit Blumen und Bändern geschmückt. Nachdem der Gottesdienst, bei welchem für dieselben Brot und Salz geweiht wurde, sein Ende erreicht hat, sprengen alle im raschen Trabe dreimal um die Kirche herum und halten endlich bei dem Opferstocke vor der Thüre. Hier werden die Prämien an die gewandtesten und schönsten Exemplare verteilt und jedem Pferde ein mit dem geweihten Salz bestrichenenes Stück Brot gereicht. Diesem wird eine besondere Kraft gegen Krankheiten zugeschrieben.

Nachmittags werden gewöhnlich noch die Fluren mit den Pferden umritten.

An einem andern Tage und einem andern Heiligen zu Ehren, aber dem Brauche nach ganz ähnlich ist folgender schwäbische Ritt: Meier Schwäb. Sagen II, S. 419: In dem Kolmannswalde bei Böhmenkirch stand früher die Kapelle des wunderthätigen Kolmann, des Schutzheiligen der Pferde. Ehemals wurden am Pfingstmontag 4—500 Pferde zur Kolmannskapelle gebracht und dreimal um die Kapelle geritten. An diesem Tage machten sieben bis zehn Gemeinden eine Wallfahrt dahin; ein Pfarrherr von Böhmenkirch hielt eine Predigt und Hochamt, wobei das Haupt des hl. Kolmann vor der Kirchthür auf einen Tisch gestellt wurde und alle, die dem Gottesdienste beiwohnten, giengen daran vorüber und brachten ein Opfer. An demselben Tage fand auch ein vielbesuchter Krämermarkt statt. Beschr. des O.A. Geislingen v. Stälin, S. 164. Die Sage vom hl. Kolmann giebt Meier I, Nr. 359 so an: Der hl. Kollmann war eines Königs Sohn aus Schottland und wurde während einer Pilgerreise ins gelobte Land von den Oestreichern, die eben mit den Türken Krieg führten, aufgefangen und als verdächtig in Böhmen an einen dürrn Baum aufgeknüpft. Als bald aber fieng der Baum wieder an zu grünen und auszuschlagen. In Böhmenkirchen hatte man einen Kinnbacken dieses Heiligen. Da geschah es, dass zwei Grafen mit ihren Pferden sich verirrt und endlich nach Böhmenkirchen auf der Alb kamen. Zum Dank stifteten sie hier in dem sogenannten Kollmannswalde die Kollmannskapelle und dieser Heilige wurde so zugleich Schutzpatron der Pferde.

II, S. 466: Am Stephanstage werden in Backnang die Pferde ausgeritten und zwar so rasch als möglich. Dadurch kann man sie vor Hexen schützen.

In Murrhardt sah Vf. selbst in seiner Jugend die sog. Steffesreiter. Es waren drei oder mehr verschieden verkleidete junge Männer; unter der Zahl drei soll das Stephansreiten nicht stattfinden und der Ritt soll wenigstens bis zur Markungsgrenze erfolgen.

Lütolf, Sagen der 5 Orte, Nro. 44: An St. Stephanstag wurden bei uns bis in die neuere Zeit die Pferde zum Aderlassen in die Schmiede geführt. Die Regierung von Luzern hat zwar solches schon 1586 verboten. Fast überall in unserem Revier wurde auch St. Stephans Minne getrunken. In Luzern hatte man dafür den Ausdruck: „St. Steffes Menteli hole.“

A. o. O. Nro. 283: Der Stephanstag heisst nach Halt-
haus Jahrzeitb. 164 der grosse Pferdstag. Simrock, Myth S. 559: Den Weistümern zufolge ist der Stephanstag der grosse Gerichtstag. Könnte der Gedanke, dass Balder als Tagesgott auch Richter ist, nicht in der Redensart liegen: Die Sonne bringt es an den Tag?

Die Neujahrsvermummung.

(Panzer, Bair. Sagen II, S. 465 ff.); Philipps Ueber den Ursprung der Katzenmusiken, 1849, S. 38: Drei Predigten aus dem 6. oder 7. Jahrh., 2 de kalendis januariis, eine de christiano nomine cum operibus non christianis enthalten sehr viel Interessantes über das Heidentum jener Zeit in dem Frankenreiche. Sie sprechen mit grosser Missbilligung von dem cervulum seu vitulam facere. Verbote dieser Sitte finden sich häufig. Auch bei Theodor v. Canterbury lib. poenit. C. 27 § 19 findet sich die Stelle: „Si quis in kalendas januarii in cervulo aut vetula vadit, id est, in ferarum habitus se commutant et vestiuntur pellibus pecudum et assumunt capita bestiarum; qui vero taliter in ferinas species se transformant, III annos poeniteant, quia hoc daemonicum est.“ Ebenso bei Regino v. Prüm d. syn. caus. et disc. eccl. lib. I, C. 304 pag. 145: „fecisti aliquid, quod pagani faciunt in kalendis januariis in cervulo vel vetula, tres annos poeniteas.“ Weitere Quellen sind Syn. Antissiod. ann. 578 Cap. 1, Hardouin concil. tom. III col. 434. Halitgar v. Cambray C. 6. Burchard v. Würzburg, Homiliencod. (Eckart, Francia orient. tom. I, p. 837). Burchard v. Worms, decret. lib. XIX, Cap. 5.

„An diesen Tagen“, hiess es in der ersten jener Predigten von den Kalenden, „kleiden sich die Heiden mit Umkehr der Ordnung der Dinge in unanständige Missgestalten -- indem sie den Hirsch spielen (*cervulum facientes*). Andere kleiden sich in die Felle ihres Viehes, andere setzen Tierhäupter auf, darüber sich freuend und ergetzend.“ In der zweiten Predigt: „Was ist so verrückt, als sich in wilde Tiere zu verkleiden, der Ziege oder dem Hirsch ähnlich zu werden?“ Es wird verboten, solchen Vermummten Gaben zu geben (die sie, wie es scheint, einsammelten) oder zu gestatten, dass der Hirsch oder die Kuh oder irgend ein Ungetüm (*portentum*) vor das Haus komme. In der dritten Predigt werden die Christen verwarnt, „dass sie nicht jene höchst schmutzige Schändlichkeit mit der Hindin und dem Hirsche treiben.“ Vgl. darüber Kuhns Aufsatz: Der Schuss auf den Sonnenhirsch. Die Hindin tritt in der deutschen Sage auf bei der Gründung Frankfurts, in der Genovefalegende und in den Märchen vom Drachentöter, welchen sie in den Wald zur Hexe verlockt, die ihn in Stein verwandelt. Sie stand dem Hirsch zur Seite, scheint aber für sich in der deutschen Mythologie wenig Bedeutung gewonnen zu haben.

Der Hirsmontag.

Den Hirsmontag beschreibt Rochholz, Schw.s. a. d. Aargau zu Nr. 413a. Er fällt gewöhnlich auf den ersten Montag nach Aschermittwoch. Er wird noch immer mit kriegerischen Spielen begangen. Die Hauptkomödie dieses Tags besteht darin, dass sich zwei Nachbarorte einen Strohmann oder sonst ein maskenhaftes Ungetüm zuzuführen suchen, jede aber diese ihr zugedachte Bescheerung mit Waffengewalt und einem förmlichen Feldzug abzuwenden trachtet. Das Unvermeidliche geschieht schliesslich dann doch, der Strohmann zieht in den Ort ein, wird dann feierlich verbrannt und Sieger und Besiegte vereinigen sich zu einem reichlichen Schmaus. Das Festbrot, das man ausser dem Hirsbrei ver-

zehrte, ist das in Form von Hirschgeweihen gemachte Küchlein „Hirzehörndli.“ Dieses Scheingefecht hiess man hirzen, Hirsstoss, Hirs Montagsschwung, wie mhd. hirzen ein Stangenturnier halten heisst. Die Hauptperson dabei war der Hirsnarr, ein Reiter (Stalder, Entlebucher Fragm.). Dass derselbe ehemals in einer Hirschenmaske erschien, ist unbezweifelbar. Geilers Predigten über das Narrenschiff beschreiben ihn in seinem zu Strassburg üblich gewesenen Aussehen: habent larvae procul dubio originem a gentilitate, sicut et der hyrtz et das wild wyb von Geispitzen (Geisboltsheim). Bacchus hirsutus depingebatur: his omnibus consonat hyrtz.“ Rochholz vergleicht die Nachrichten de calendis Januariis; auch führt er den altdeutschen Sprachgebrauch, wonach der Dichter Hirsch oder Hirzel hiess, an. Ferner: Im Liede von König Rother halten die deutschen Helden ihren Turnieraufzug am Hofe zu Byzanz. Widolt macht dabei den Springhirschen:

Widolt mit der stangen
vôr dar scrickande
in allen den gebêren
als er hirez ware.

(Umgekehrt wird Oswalts Hirsch mit einem Hofschalk verglichen).

Osterbräuche.

Der Ostertag ist persönlich gedacht als Gemahl der Ostersonne oder Ostara; vgl. die Oswaltlegende und besonders den Zug vom Spielmann und Spielweib; ähnlich ist der persönliche Sonntag als der zur Sonne gehörige Gott aufzufassen. Die Personifikation des Ostertags und dessen festliche Begrüssung scheint noch im christlichen Gewande durch in den von Hoffmann v. Fallersleben in Pfeiff. Germ. II, S. 164—167 veröffentlichten niederdeutschen Osterreimen; vgl. W. Müller in Haupts Ztschr f. d. A. I, 546 f.:

De sunne keret dar an eren vlit
Wo se spele an desser leuen zoten hochtit,

Se is der paschen speleman,
De vns dar vrowet allensam.

— Ik grote dessen hilghen sunnavent. — Des (unseres
Herrn) scone sik de sunne vnde mane verwndert. —

Ere morghen rot
bringhet vns den hertenleuen paschedach grot. —
Vor dem throne der ghotlyken almechticheit
Wordestu ghevunden,
Dar dik de hemmelschen seyden so suthelken klunghen.
Unde de hilghen enghele so vroliken sunghe. —
Grotet sistu uterwelde osterdach,
Deme nen dach liken mach.
Du bist wnniclik vnd clar,
Du bist zote altomal,
Du bist de wolschinende carbunkel,
Den nen nacht kan verdunckeren.
Du bist en wnsam paradys
Und al des iares ere und pris.
Du bist de wolluchtende ametiste,
De dar schinet bouen alle lichte.

O here paschedach, wes ghegrotet myt hundert dusent-
uolder grote!

An den persönlichen Ostertag erinnert auch der Familien-
name Ostertag.

Heinrich Pröhle, Gebr. a. d. Harzgegenden, Wolfs Ztschr.
f. d. Myth. I, S. 76 f: In der Gegend von Osterode, das von
Ostara seinen Namen zu haben scheint, wird überall, bis Nord-
hausen hin, in der Nacht vor dem ersten Ostertage heilsames
Wasser in Krüge geschöpft und das Vieh ins Wasser getrieben,
um es vor Krankheiten zu bewahren, oder das kranke, z. B.
lahme Pferde (vgl. auch die Sage von der Osterburg S. 52
und vom Klausenbrunnen bei Altena S. 56) gesund zu machen.
Auch brennen in der Gegend von Osterode Osterfeuer. Man
glaubt, am ersten Ostertage in der Sonne das Osterlamm tanzen
zu sehen. Weitere Bräuche mögen sich auf die Ostara be-
ziehen.

A. a. O. S. 248 A. Nodnagel, Hess. Sagen, vgl. Lyncker, Hess. Sagen Nro. 322. Am Ostersonntag vor Sonnenaufgang sieht man zu Giessen Pferde in die Lahn reiten und andres Vieh hineintreiben, denn das fließende Wasser hat zu dieser Zeit ganz besondere Kraft und das von ihm gespülte Vieh ist das ganze Jahr hindurch frei von aller Krankheit. (Vgl. den Wiener Spruch S. 4 und den Spruch S. 14.) Auch geht man zu derselben Stunde mit Gefässen zur Lahn und füllt sie schweigend mit dem Wasser, indem man es stromabwärts schöpft; solches Wasser bewahrt man gut auf, es hat das ganze Jahr hindurch besondere heilende Kraft, so z. B. wenn man Schnittwunden damit wascht.

Meier, Schwäb. Sagen II, S. 394: Anstatt des Laufens beim Eierlesen an Ostern wurde sonst wohl auch ein Pferderitt angestellt. Menzel, Sonnenlehen Germ. I: Rossberge stehen zu den Oster- und Sonnenbergen in engster Beziehung. Beispiele S. 72. Die vorragende Klippe des schwäb. Rossbergs heisst der Sonnenstein.

Kuhn, Märk. Sagen, S. 311 f: In vielen Gegenden der gesamten Mark findet sich noch die Gewohnheit, am ersten Osterfesttage den Sonnenaufgang zu erwarten, denn man glaubt, die Sonne thue an diesem Tage, indem sie aufgehe, drei Freudensprünge. Vor Tagesanbruch stehen die Mägde auf, um aus Fluss, Bach, See oder Teich Osterwasser zu holen. Alles muss dabei unter heiligem Schweigen geschehen, sonst wird die Wirkung des Wassers, die heilend und Schönheit verleihend ist, gehemmt. An vielen Orten der Altmark werden am Abend des ersten und zweiten Festtags, zuweilen auch am hl. Abend Osterfeuer angezündet. Während des Brennens umtanzt das junge Volk das Feuer. Der Asche, die gesammelt und sorgfältig aufbewahrt wird, wird heilende Kraft bei Viehkrankheiten zugeschrieben.

Die Freudensprünge der Ostersonne, an welche man in ganz Schwaben heute noch glaubt, vgl. Meier, Schwäb. Sagen II, S. 392, werden auch durch Tänze oder Sprünge gefeiert, a. a. O. S. 393: An einem bestimmten Punkte des Hungerbrunnen-

thals, wo die Markungen von Altheim, Heldenfingen und Heuchlingen zusammenstossen, ist ein Platz, der früher mit Marksteinen bezeichnet war und für eine Freistätte galt. Die genannten Gemeinden feierten auf diesem Platze abwechselnd am Ostermontag und am ersten und zweiten Sonntag nach Ostern einen lustigen Tag mit Tänzen, wozu die Spielleute aus den Gemeindekassen bezahlt wurden. Zugleich wurde hier ein kleiner Markt gehalten.

Wöste, a. d. Grafsch. Mark S. 304. Ein alter Mann erinnerte sich noch, dass man zu Ostern in Iserlohn auf der Haar die 'sieben Sprünge machte. Der Ort war etwas von der Stelle des Haarbaumes entfernt. Man hatte da ein rundes Loch in der Erde und ringsum sieben kleinere Löcher in gleicher Entfernung. Wer sein Glück versuchen wollte, setzte den linken Fuss ins Mittelloch und schwenkte das rechte Bein rechtsum hinterwärts, um das erste Loch zu treffen. Wer in dieser Weise, sonnenläufig sich drehend, alle sieben Löcher traf, ohne den linken Fuss aus dem Mittelloche zu ziehen, galt für den Glücklichen.

Der sog. Siebensprung wird in Schwaben in anderer Weise getanzt, indem der Tanzende in einem bestimmten Takt den Boden mit beiden Knieen, beiden Ellenbogen, beiden Händen und endlich mit dem Kopfe schlägt und dann behende wieder auf die Beine springt.

Menzel, Odin S. 67: Durch ganz Deutschland war ehemals der Glaube verbreitet, die Sonne thue in den vier Hauptwendepunkten ihrer jährlichen Bahn drei Freudensprünge. Die Erscheinung kommt am häufigsten zu Ostern vor als dem alten Anfang des Jahres. Man betrachtete das als eine Huldigung, welche die Sonne Christus oder Johannes dem Täufer darbringe. Der Glaube rührt aber wohl aus einer vorchristlichen Zeit her.

Der Ostertanz oder Siebensprung mag gleicherweise erklärt werden. Hinsichtlich der Huldigung vgl. man eben die Osterreime; auch Schönwerth, A. d. Oberpfalz II, S. 53: Geht die Sonne auf, so grüsst sie den Tag; wenn sie unter-

geht, erhebt sie sich noch einmal auf kurze Zeit über den Gesichtskreis: dann grüsst sie den Abend. Schönwerth sagt: Damit tritt der Tag wohl selbst als Gott ein.

Rochholz, D. Gl. u. Br. II, S. 10: Wenn beim Sonnenuntergange ihr Gemahl, der Giebelkönig, in goldener Kutsche vom Gebirge in sein Land hinabfährt, sieht man auf der Spitze des Berges Giebel ein glänzendes Rad von gediegenem Golde sich umdrehen, das ist seiner Frau Sonne goldener Garnwedel. So erzählt die Lokalsage des aargauer Dorfes Entfelden von dem dortigen Waldberge Giebel.

Wer ist nun ihr Gemahl gewesen? fragt Rochholz. Ich glaube: Da er mit der Sonne hinabfährt, kein anderer als der Tag. Mit dem Giebel vgl. man den Ausdruck Westergibel, Grimm Myth. S. 616 f [701], welcher vom westlichen Himmel gilt. Der Giebelkönig erklärt auch die Stelle im Oswalt:

1493 iegelicher wirt reiner dan der sunnen schin.

Münchener Hdschr. reine als ein westerbarn.

Der Sonnenschein ist hier, wie der Westerbarn, männlich und persönlich zu fassen.

Dies „reine“ führt uns auf Oswalts reine Ehe. Hieran reihen sich die Bräuche, welche Menzel in dem Aufsätze über das Sonnenlehen Germ. I S. 64 u. 70 erwähnt. Die zu Sonnenlehen erhaltenen Mädchen müssen keusch bleiben. — Bei dem grossen Osterfeuer zu Althenneberg in Oberbaiern durfte kein Mädchen und keine Frau zugegen sein, Panzer 213. Dieser männliche Charakter des Festes verrät sich auch in den Kampfspielen zu Ostern. Auch das Eierlesen am Ostermontag hat diesen Charakter. In Erkenbrechtsweiler auf der Alb ist es ein Recht der mit Bändern auf den Hüten geschmückten Rekruten. Eine der schönsten Ostersagen ist die vom Berge Kindlos in Franken. An Ostern 1584 (zum erstenmale nach dem neuen Kalender) gieng die Sonne blutrot auf, drehte sich blitzschnell eine halbe Stunde lang und schüttete sich endlich wie ein Kübel voll Feuer auf die Erde aus; allein statt des Feuers fiel Brot herab in solcher ungeheurer Menge, dass alle Berge

damit bedeckt wurden: Melissantes Orographia 538. Vgl. die Freigebigkeit Oswalts bei seiner Hochzeit. Menzel sagt: Wie spät auch das Datum dieser Sage ist, so würde sie wohl kaum entstanden sein, wenn ihr nicht die Erinnerung der alten heidnischen Osterfeier zu Grunde läge. Auch der Name des Berges Kindlos scheint einen myth. Sinn zu haben.“ Vgl. Oswalts kinderlose Ehe. In einem alten Rätsel heisst die Sonne Frau Mundlos.

Noch ist eine Sitte beim Osterfeuer zu erwähnen: Meier, Schwäb. Sagen II, S. 391 f: An dem Charsamstag wird in katholischen Orten die „Scheiterweihe“ gehalten. Vor der Kirchthür wird ein Feuer angezündet, der Pfarrer steht davor und spricht etwa über die Bedeutung des Feuerelementes in der ganzen Schöpfung. Jeder bringt ein Bündel Scheiterholz mit auf den Kirchhof, lässt es an dem einen Ende anbrennen und nimmt den Rest mit nach Haus. Dies Holz oder auch nur eine Kohle aus diesem geweihten Feuer schützt nach dem Volksglauben das Haus vor dem Einschlagen des Blitzes. (Bühl, Wurmlingen und sonst.)

Der Blutritt zu Weingarten.

Meier, Schwäb. Sagen II, S. 399 f: Am Tage nach der Himmelfahrt Christi wird in Weingarten bei Altdorf der berühmte Blutritt gehalten. Der eingefasste Tropfen vom heiligen Blut wird in feierlicher Prozession durch die Felder getragen und das Korn gesegnet, dass kein Wetter ihm schadet. Diese Prozession geht seit alter Zeit immer durch die Scheuer eines Bauers in der Nähe von Weingarten. Die meisten Teilnehmer erscheinen zu Pferde und in militärischer Kleidung mit Fahnen, Musik u. s. w. Einer hat die heilige Blutglocke, die während des Segens beständig geläutet wird. Der Pater Custos, der sonst das hl. Blut trug, ritt immer auf einem Schimmel und war weiss gekleidet. Auch den Pferden bringt dieser Blutritt Gedeihen.

Die Ostersage von den Freudensprüngen der Sonne haftet in manchen Gegenden am Tage der Himmelfahrt Christi.

Der Johannistag.

Ueber die Johannisfeuer ist schon viel geschrieben worden. Anklänge an Balder scheinen mir in der Johannisminne, vgl. die Stephansminne oben S. 185, und in dem Johannisliede aus den Harzgegenden, oben S. 76, wo der Hirsch erwähnt ist, zu liegen. Der Mythos von der Beinverrenkung wurde auf Sommersonnenwende gedeutet. Hieher scheint mir auch das Mahl zu gehören, das im Kloster Corvey am Vitustage, d. 15. Juni, gehalten wurde; es ist möglich, dass, vielleicht im Unterschied von der Laienfeier an Johanni die Klosterbrüder ihren besonderen Tag wählten.

Harrys, Volkss. Niedersachsens I, Nr. 44; Wolf, Beitr. II, S. 423: Die Mönche des Klosters Corvey hielten jährlich am St. Vitustage (15. Juni) ein feierliches Mahl. Wieder war einmal der St. Vitustag erschienen, aber Fisch und Wildbret mangelte und Wein war auch nicht vorrätig. Da kam der Koch gelaufen und meldete, es hätten sich zwei Hirsche von selbst in der Küche eingestellt und zwei grosse Fische plätscherten an der Schwelle. Da sprach der Abt: Lasst uns Gott danken, der uns in dieser Not beigestanden hat, aber lasset uns eines von jedem Tiere wieder in seine Freiheit geben. Darauf kam auch der Kellner in aller Eile und meldete: da er die Wasserkrüge gefüllt, habe das Wasser sich in Wein verwandelt. Da zogen alle Mönche mit einem Krüge in der Hand zur Quelle hinter dem Altare in der Kirche und sahen das Wunder. Der Abt sagte: lasset uns dankbar sein und jedem mit zwei Krügen genügen. Die Mönche thaten, wie der Abt gesagt hatte. Alljährlich erneuerte sich nun dies Wunder; immer aber sandten die Klosterbrüder eins von den Tieren zurück und füllten für jeden nur zwei Krüge. Als jedoch nach dem Tode des frommen Abtes ein neuer beide Tiere behielt und so viel Wein füllte, als der Quell nur her-

gab, da erschien übers Jahr kein Hirsch und kein Wein sprudelte im Quell.

Das Hirschessen in Schmalkalden.

Lyncker, Hess. Sagen Nro. 310: Zur Zeit, als Schmalkalden noch unter den hennebergischen Grafen stand, ward in der Stadt ein grosses Hirschessen gehalten. Jedes Jahr erhielt der Magistrat aus den gräfl. Jagdrevieren einen geschossenen Hirsch geliefert, wogegen der Jäger u. a. für den Hirschkopf 10 Gr. erhielt. Dazu fand sich die gräfl. Familie ein. Das Fest wurde mit einem Schauspiele eröffnet, wozu der Stoff meistens aus der Bibel entlehnt war. Dann setzte man sich zu Tische. Nach der Tafel erhob man sich zum Tanze; der Graf tanzte mit seiner Gemahlin vor. Die Handwerker hielten ihren Tanz vor dem Rathaus und empfingen vom Stadtrate ein herkömmliches Geschenk. Nach einer Urkunde vom Montag vor Johannes dem Täufer 1379 belehnt Graf Heinrich von Henneberg die Stadt Schmalkalden mit dem Hirsch, welcher jährlich auf Mariä Himmelfahrt, 15. August, auf das Rathaus geliefert werden sollte.

Weitere Gebräuche und Anschauungen.

Man stellte sich zu besonderen Bittgebeten auf einen geweihten Stein. Da dies hauptsächlich für Heilung des Beines geschah, so liegt der Gedanke an den Stein, darauf Balder oder sein Fohlen trat, sehr nahe. Schon in dem Spruch S. 25 heisst es:

St. Peter sass auf einem Stein

Und hatt ein böses Bein.

Dementsprechend lautet ein Zauberspruch Württ. Viertelj.-Hefte 1890 Nr. 147:

Ich stelle mich auf einen harten Stein,

Ich habe Klag an meinem Bein,

Ich habe Klag an meinem Blut,

Welches mir so wehe thut:

Es sei weiss oder schwarz, grau oder rot,

In drei Tagen sei es tot.

Auf dem Harze wird in einem Martinsliede, Pröhle, Wolfs Zeitschr. f. d. Myth. I, S. 84 gesungen:

Ek sta op einen steine,

mek früst an meine beine;

lat mek gan,

lat mek nich sau lange stan.

De Märtenstag is upegan

mit allen gauen gästen,

de leive Gott is de beste.

Durch den Unfall des Gottes ist der Stein, darauf er geschah, geweiht worden und darum wird ein Stein als geeigneter Standort angesehen, worauf die Bitte um Heilung eines bösen Beines Erhörung finden soll. Zu Vorbeugung gegen solche Unfälle wird gesprochen, Württ. V.j.h. Nro. 151:

Jetzt will ich in Gottes Namen aufstehen

Und will in Gottes Tritt treten.

Besonders wichtig erscheint mir, dass die Heilung eines Beinbruches zum heilsamen Tag in Beziehung gestellt wird, a. a. O. Nro. 236:

Beinbruch, ich segne dich auf den heutigen Tag,

Dass du wieder werdest gerade bis auf den neunten Tag.

Heilsam ist diese brochne Wund,

Heilsam ist diese Stund,

Heilsam ist dieser Tag. —

Die heilende Thätigkeit des Gottes erstreckt sich besonders auch auf die A u g e n.

Das vom Klausenbrunnen bei Altena am Ostermorgen geholte Wasser soll besonders gut für die Augen sein. Vielleicht wusste die Sage von dem blinden Pferde, das das Wasser bei der Osterburg aufscharrte, ursprünglich auch von der Heilung seiner Blindheit. Nach Grimm D. S. Nro. 184 holen sich die Leute beim Herrgottstritt bei Heubach Augewasser. Schöppner, Sagenb. d. bair. Lande erwähnt III Nro. 1088,

dass bei Marktleuthen im Fichtelgebirge, wo früher eine St. Wolfgangskapelle stand, der Augenbrunnen fliesse, eine Quelle, die bis in weite Ferne bei Augenkrankheiten für besonders heilsam gehalten wird. Die Beziehung des Augenlichts auf den Gott des Lichtes ist so naheliegend, dass auch die Sage von der Heilung des blinden Longinus durch das aus der Seite Christi geflossene Blut so aufgefasst werden darf.

Nachtrag zu Seite 23.

Der Sonnenstrahl, auf welchem Jesus nach der Eligius-sage bei Wolf (S. 23) reitet, kommt in der Sage in merkwürdiger Weise vor.

Wolf Niederl. Sagen Nro. 336: Zu den Zeiten Wigboldi, des vierten Abtes der Abtei Adewert, lebten alle Mönche daselbst in so frommer Einfalt, dass sie häufig ihre Mützen und Kutten an den Strahlen der Sonne aufhiengen, nicht besser wissend, als es seien lange Stangen.

Wolf merkt an, dass Aehnliches auch von St. Goar erzählt werde.

Schambach und Müller, Niedersächs. Sagen Nro. 93: Eine Frau konnte, so oft sie gewaschen hatte, ihre Wäsche auf die Sonnenlinie hängen und so trocknen. Einst hatte sie wieder Wäsche aufgehängt, als gerade ein armer Sünder vorbeigeführt wurde, der hingerichtet werden sollte. Alle Leute bedauerten ihn; nur die Frau sagte, er werde es wohl verdient haben, sonst würde er nicht gerichtet. Kaum hatte sie dies gesagt, als auch ihre Wäsche herunterfiel; nachher konnte sie nie wieder ihre Wäsche auf die Sonnenlinie hängen. Als sie starb, kam sie in die Sonne, wo sie bleiben muss, so lange die Welt steht. Vernewahlshausen.

Nach Schöppner I, Nro. 27 traf Kaiser Karl der Grosse den frommen Uto an einer Quelle im Walde, als er soeben von der Arbeit ausruhte und sein Beil an einem Sonnenstrahle

aufgehängt hatte. Stöber, Sagen d. Elsasses Nro. 162 berichtet vom hl. Florentius: War er von der Arbeit erhitzt, so zog er seinen Linnenmantel aus und hängte ihn an einem Sonnenstrahle auf.

Lyncker, Hess. Sagen Nr. 277: Bei einem Dorfe in der Nähe von Homberg fliesst ein Bach, in welchem die hl Elisabeth oft ihr Weisszeug gewaschen haben soll. Sie warf die Sachen nachher in die Luft, wo sie an den Sonnenstrahlen wie auf einer Linie hängen blieben und trockneten. War sie mit Waschen fertig, so sprang sie jedesmal über den Bach. Auf dem andern Ufer lag ein grosser Stein, der noch gezeigt wird, auf welchem von einem solchen Sprunge die Spuren sich abdrückten. Ein Fuss ist ganz zu sehen, mit dem andern war sie darüber hingeglitten. Diese Sagen werden urspr. wohl von der Sunna selbst gegolten haben, welcher der Sonnenstrahl dient. Die Verbindung mit dem Fusstritt in der letzteren Sage spricht klar dafür, dass auch der Gott, von welchem solche Fusstritte gezeigt werden, zum Sonnenlicht in naher Beziehung stehe.

Schönwerth, A. d. Oberpfalz II, S. 53. Wenn die Sonne am höchsten steht, von Mittag bis etwa um zwei Uhr, und ihre Strahlen senkrecht niederfallen, kann man auf dem Felde Sichel, Kleider, überhaupt Alles an einem Strahle aufhängen.

Schon die Leg. aurea berichtet Cap. 209 von der hl. Kunigundis: Cum post lectionem evangelii ad altare sacrificatura accederet, dextra manus suae chirothecam detrahens, cum nullus, qui reciperet, adesset, a se rejecit. Quam radius solis per fenestrae rimulas intrans suscepit et tamdiu quasi famulando sustinuit, donec illa post sacrificium rediens eam reciperet. Die Sage von ihrer keuschen Ehe mit Kaiser Heinrich erinnert an die Ehe Oswalts und Spanges. Die Beziehung zum Tagesgott scheint durch in der Angabe der Leg. aurea a. a. O., sub titulo beati protomartyris Stephani ecclesiam dedicavit.

In *Friedrich Frommanns Verlag (F. Hauff) in Stuttgart* ist 1892 erschienen und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

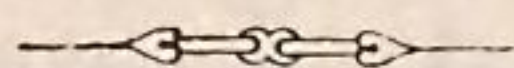
Gesammelte Dichtungen

von

Eduard Paulus, Württemb. Landes-Konservator.

VIII u. 456 Seiten. 8°. Preis geheftet 4 Mk., fein gebd. 5 Mk.

Der Abschnitt **VII Altgermanisches** enthält: Einzug — Opferstätte — Heilige Berge — Hochstrasse — Hünengrab — der König — Nanna an Balders Holzstoss — Teufelsmauer — Alemanengrab — Wittekinds Bruder 1—7 — Wolf der Wiking — Gelimer der Vandalenkönig — Auf der Haide — Grablied — Der Götzenbaum — der Alte.



Aus den Urteilen der Presse:

Der Erforscher römischen und germanischen Altertums lässt die alten Götter und Helden vor uns erstehen. Und das alles in welchen Tönen, mit welchen Farben und Bildern, aus welch tiefgründigem, treudeutschem Schwabenherzen heraus!

Blätter f. literarische Unterhaltung
(Richard Weitbrecht).

. . . . Heroencultus, Heldenverehrung ist seine Losung, und seinem historischen Fernsinn leben die schönen freien Götter Griechenlands und die starken Götter von Altgermanien.

. . . . Aber ein altes Alemannenschwert, das er auf archäologischer Forschungsreise findet, genügt auch, um ihm die alte Heldengrösse seiner Nation ins Bewusstsein zu rufen, und ein Gedicht auf diese Heldenkraft entsteigt seiner Seele mit der Warnung an die Landesfeinde —

„Hei, Alemanenschwert, noch immer pocht
Der Welsche frechlings an den heil'gen Fluren,
Worüber deine ersten Helden fuhren
In Siegeswagen — noch immer kocht
Die jähe Glut in dir — und wehe denen,
Die dich gelegt zum „alten Eisen“ wännen!“

Allgemeine Zeitung
(Johannes Prölss).

. . . . Nicht weniger aber hats ihm der Germanismus angethan und über Zeus geht ihm vielleicht noch der alte Wodan; er fühlt sich als „Bruder Wittekinds“

Tägliche Rundschau
(Julius Hart).

Druckfehler:

S. 4, Z. 12 von unten lies „359“ u. „649“ statt „356“ u. „640“.

S. 16, Z. 16 u. 20 von oben lies „degen“ statt „Degen“.

(Diese Fehler konnten in der Hälfte der Druck-Auflage noch verbessert werden.)

S. 115, Z. 17 von unten lies „2615“ statt „3615“.

S. 156, Z. 17 von unten lies „die“ statt „dis“.

S. 166, Z. 8 von oben lies „zu vergleichen“.

S. 166, Z. 11 von oben lies „S. 155“ statt „S. —“.

Druck der Fr. Bühler'schen Buchdruckerei in U r a c h.



Losch, Friedrich

Balder und der weisse Hirsch Ein Beitr. zur deutschen Mythologie

Stuttgart 1892

H.g.hum. 143 t

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11614876-7